H.pol.
778

…bliothek
…burg

Hist 778

…218. 8

Comparavit P. Tobias Waldemannstaetter Minorita Ratisb:

Reise

des

Herrn Olof Toree

nach

Surate und China,

nebst einer kurzen Beschreibung

von der

Chinesischen Feldökonomie,

und

einer Nachricht

von dem gegenwärtigen Zustande der

engländischen Colonien in dem nördlichen

Amerika.

Herausgegeben

vom

Herrn Linnäus.

Leipzig,

bey Christian Gottlob Hilschern, 1772.

L. L. Lehman.

Vorrede.

Herr Olof Toree, Schiffsprediger bey der Ostindischen Compagnie in Schweden, ist der Verfasser dieser Reise, die er vom 1sten April 1750, bis den 26sten Junius 1752, nach Surate, China u. s. w. gethan hat. Er besaß von Natur einen muntern und wißbegierigen Geist, und fassete frühzeitig den Entschluß nach Indien zu reisen. Um nun aus dieser Reise desto mehr Nutzen zu ziehen, so gieng er nach Upsal, die natürliche Geschichte zu studiren, wozu er besonders Lust hatte.

Er wurde hierauf von der Ostindischen Compagnie zu Gothenburg als Schiffspre-

diger angenommen, und gieng in dieser Qualität nach Indien, von da er mit einer etwas geschwächten Gesundheit zurück kam. Er brachte eine große Menge seltene Pflanzen mit, die er auf seiner Reise gesammlet hatte, und schenkete sie dem Herrn Linnäus, seinem alten Lehrer in der natürlichen Geschichte. Dieser hat die berühmte Pflanze Torenia nach dem Namen ihres ersten Finders genennet. Herr Toree schickete nach seiner Zurückkunft die Beschreibung seiner Reise dem Herrn Linnäus in Briefen, die vom 20sten November 1752 bis den 3ten May 1753 geschrieben sind.

Kurz darauf, nämlich den 17ten August 1753, starb er zu Naesingue in Schweden. Wir hoffen, daß ein Werk mit dem Gepräge der Wahrheit einem aufgeklärten Publikum nicht misfallen werde.

Reise

Reise
des Herrn Olof Toree
nach
Surate und China.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, jenseits der Meere eine neue Welt zu besehen, so gieng ich den ersten April 1750 am Bord des Schiffs der Gothische Löwe; und den 8ten April giengen wir in Begleitung verschiedener Schiffe mit einem günstigen Winde unter Segel. Es begegnete uns anfänglich nichts merkwürdiges, außer ein dänisches Schiff, der Cronprinz genannt, das nach China bestimmt war. Es war den 4ten December 1749 von

Koppenhagen abgegangen, und hatte also auf einem kleinen Wege viel Zeit zugebracht. Die Wellen der Nordsee, und die Gefahren, denen man auf den Flandrischen Küsten ausgesetzet ist, machten, daß wir nicht eher als den 19ten April nach Dünkirchen kommen konnten. Ich gieng nicht ans Land, weil man nur wenigen die Erlaubniß dazu ertheilete; die Lage dieser Stadt zeigete mir jedoch einigermaßen die Gründe an, warum sich England der Befestigung von Dünkirchen so sehr widersetzet hatte. Die Stadt liegt bey einer offenen Rhede; der Eingang ist beschwerlich, und der Lootse verlangte 600 Franken, um uns in den Haven zu führen. In Kriegszeiten können die dünkirchischen Caper den Engländern großen Schaden zufügen; über dieses liegt diese Stadt vortreflich, um in England contrabande Waaren einzuführen. Den 22sten April giengen wir mit einem so guten Winde von Dünkirchen ab, daß wir uns den 4ten May auf der mittägigen Küste von Madera bey Funchal vor Anker legten. Das Schiff lag an einem solchen Orte, wo wir die schönste Aussicht genossen, die ich jemals gesehen habe. Das Land erhebet sich wie ein großes und weites Amphitheater, und die Ebene ist mit Feldern, Gärten und Weinbergen durchschnitten, welche natürlicher Weise sowohl in Ansehung des Aufgangs als des Untergangs der Sonne sehr vortheilhaft liegen. Sie ist mit steilen Hügeln umgeben, die mit beständig grünen Bäumen bedecket sind. Hier und da sieht man gleichsam von

unge-

ungefähr Landhäuser zerstreuet, und diese machen die Schönheit der Aussicht vollends vollkommen. Die Stadt Funchal liegt im Grunde fast in dem Mittelpuncte des Amphitheaters. Wenn man ans Land tritt, so hat man zur Rechten eine Batterie, die dem Wasser gleich ist, und zur Linken ein Fort. Es ist hier eben so gefährlich als in Portugall, mit Tobak zu handeln, weil eine einzige Stange das Schiff und die Equipage in Gefahr setzen kann; doch ist es ein Glück, daß die Zollbedienten mit sich handeln lassen.

Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, welche ein Fort einschließt; ein anders sieht man auf einer Anhöhe im Felde. Der Platz kann daraus beschossen werden; übrigens sind diese Forts ohne Wall, und haben eine blose Brustwehre mit sehr kurzen Flanken. Die Häuser sind ziemlich gut, und haben zwey Stockwerke; doch ist das unterste selten bewohnt. In den Häusern der Privatpersonen sahe ich eiserne Gitter, die kreuzweis gemacht waren.

Man hielt oft Processionen daselbst. Eines Tages besahe ich das Kloster der Barfüßer, Franciscaner Ordens; es ist nicht allzu regelmäsig gebauet, doch ist es bequem und angenehm, und befindet sich im guten Stande, woraus man sehen kann, daß es gute Einkünfte haben muß. Die guten Väter hatten sich von der Welt abgesondert, und ich sah keinen einzigen, der das geringste zu thun gehabt hätte. Man kann sich

leicht vorstellen, daß in einem so fruchtbaren und unter der Herrschaft der Portugiesen stehendem Lande auch Nonnenklöster und Jesuitercollegien waren.

Mein Wirth, Herr Timotheus Dowling, versicherte mich, daß er der Schwedischen Akademie der Wissenschaften alles zu überschicken willens wäre, was die Insel Madera und Brasilien merkwürdiges und seltnes hätten: und da er selbst sehr wißbegierig ist, so würde man meines Erachtens nicht übel thun, wenn man ihn an sein Versprechen erinnern ließe. Er hatte einige Versteinerungen und einen Strauch gefunden, den er für den Lorbeerbaum hielt, wovon die alten Römer ihre Cronen flochten. Was ich von besondern Pflanzen bey einem kleinen Spaziergange antraf, war ein Cactus, auf einer steilen Anhöhe. Man sollte ihn mit einem guten Mikroscope beobachten, wenn er reif zu werden anfängt, um zu sehen, ob der befruchtende Staub durch den ganzen Staubcanal gehe oder nicht.

Der Musa paradisiaca oder Pisangbaum, den unsere Seeleute sowohl als die Einwohner der maluinischen Inseln und die Holländer Pisang, die Engländer Plantains, und die Portugiesen Bananas nennen, hatte hier größere Früchte als die, welche ich anderwärts gesehen habe; darzu aber gehört eine sehr starke Einbildung, um in der Frucht des Pisang ein Crucifix zu sehen. Die Passiflora oder Passionsblume stund außer den

Gärten

Gärten im Freyen; die Castanienbäume erreichen ein hohes Alter, und haben viel Blätter. Die Weinberge geben jährlich zwischen dreyßig bis funfzig tausend Pipen Wein, und diese ganze Insel hat nicht über zehen schwedische Meilen im Umfange.

Es würde verwegen seyn, von zwo Nationen nach zween Städten zu urtheilen; allein, nachdem ich zu Cadix und zu Funchal gewesen bin: so scheint mir der Unterschied gleichwohl größer zu seyn, als ihn die Religion, das Clima, die Entfernung und die Sprache wirken können. Ein Einwohner von Cadix ist braun; und wenn er nicht in ein Kloster eingeschrieben ist: so trägt er eine Kappe, die ihm bis auf die Füße herunter gehet, und einen Hut darauf; sein ganzes Betragen ist ernsthaft. Die Einwohner zu Funchal hingegen sind weiß, haben eine regelmäßige Figur, und sehr angenehme Manieren; sie sind französisch gekleidet, das gemeine Volk ausgenommen, welches lange Kappen, oder schwarze Mäntel trägt.

Man sieht zwar selten portugiesische Damen auf der Straße; allein, so viel man bemerken konnte, wenn sie ihre Fenstergatter aufmachten, um zu sehen oder gesehen zu werden: so scheinen sie eine feine und weiße Haut, und muntere und lebhafte Augen zu haben. In Cadix habe ich wohl nicht über fünf Weiber gesehen, sie waren mager und braun. Die heilige Jungfrau hätte,

wie ich bemerkte, eben die Haut, eben die Gesichtsbildung und eben die Figur auf ihren Bildern, und hieraus urtheilete ich, daß dieses der Geschmack der Nation in Ansehung der Schönheit wäre.

Nachdem wir uns mit allen Arten von Lebensmitteln versehen hatten, so giengen wir den 11ten May unter Segel, um uns das günstige und beständige Wetter zu Nutze zu machen, welches zwischen Afrika und Amerika herrschet, und welches besonders die Reisen nach Hudsonsbay und nach dem nordischen Cap erleichtert; zumal da der Wind in diesen letzten Gegenden veränderlich, und der Canal unbekannt ist.

Da wir bey Brasilien vorbey waren, so musten wir uns nach Osten wenden, und wir hatten einige Tage lang ein Meer, das einen Neuling hätte erschrecken können.

Captauben nennet man eine Art von Seevögeln, wovon man in diesen Gegenden eine große Menge sieht: vermuthlich hat man ihnen diesen Namen wegen ihres cirkelförmigen Fluges beygeleget, und wegen der Aehnlichkeit, die sie in der Größe und in den Flügeln mit den Tauben haben. So viel ich sie zu betrachten Gelegenheit hatte, so hielt ich sie für den Vogel, den man Procellaria capensis oder den capischen Wettervogel nennet. Von Farbe sind sie schwarz nnd weiß vermischt, daher sie die Engländer, den Spaniern nach, Pin=

Pintado — birds nennen. Wenn der Wind stark war, so sahe man auch den kleinen Wettervogel von einer dunkelbraunen Farbe, den die Portugiesen Malefit, und die Engländer Foul-Weathers-bird nennen; allein, er schien mir größer zu seyn, als der Wettervogel des Aequators (Procellaria aequinoctialis) den ich 1748 im nordischen Meere sahe.

Jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung kommen die Wellen auf das Schiff, welches daselbst was gewöhnliches ist: eines Tages warfen sie etwas auf das Verdeck, das im Dunkeln leuchtete: Dieser kleinen Erscheinung bemächtigte ich mich sogleich; als ich sie aber genauer untersuchte: so fand ich, daß es weiter nichts als eine kleine Krabbe war.

Zwischen Africa und Madagascar fanden wir ein kleines Thier, welches einem Wurme ähnlich sah, wenn es in seinem Elemente war; so bald man es aber aus dem Wasser zog, und auf einen Teller legte: so trenneten sich alle seine Glieder, und jedes Glied bewegete sich besonders. Man fieng auch einen kleinen Segler (Holothuria velificans); desgleichen auch ein außerordentliches Seethier, welches schwer zu beschreiben ist, und wovon Herr Braad der Akademie eine Zeichnung zugeschicket haben muß.

Wir waren schon bey Madagascar, Massotta, Mobilla und den hohen Küsten von Comaro vorbey,

bey, als wir nach dem Lande seufzeten; allein, erst den 16ten August erreicheten wir die mitternächtliche Bay Johanna.

Dieses Land scheint eins der angenehmsten auf der ganzen Welt zu seyn, und ich bin nicht der einzige, der diese Meinung heget; Leute, die viel mehr gereiset sind als ich, haben eben so gedacht. Die Insel ist zwar ungleich und bergicht; allein dieses vermehret die Reizungen dieses angenehmen Aufenthaltes nur noch mehr, weil die Hügel und steilen Berge mit grünen Sträuchern bedecket sind. Die Cocusnüsse, die Pisangs, die Ananas, die Granatäpfel, die Papayas, und andere Früchte, sind daselbst in Ueberfluß. Ochsen mit Buckeln auf den Vordertheilen des Rückens, Ziegen mit hängenden Ohren, Guineische Hühner und gemeine Hühner, sind sehr wohlfeil daselbst. Die Einwohner sind Mahometaner, sie haben ihren Ursprung von den Arabern aus Afrika; sie sind sehr höflich und aufrichtiger als man glauben sollte. Da viele von unserer Equipage Englisch verstunden, so empfiengen sie uns mit ihrem gewöhnlichen Complimente: Englishmen come, all one brothers come, d. i. Kommet Engländer, wir sind alle Brüder! In der Farbe sind sie sehr verschieden. Der Sherif des Fleckens, wo wir uns vor Anker geleget hatten, war fast ganz schwarz, dahingegen seines Bruders Sohn so zu sagen nur bräunlich war. Eben diese Verschiedenheit nimmt man auch bey den andern wahr.

Ihre

Ihre Haare sind kraus wie Wolle, so wie der Negers ihre, und wenn man sie abschneidet, so lassen sie sich schwerlich gerade biegen. Ihre Kleidung anlangend, so ist sie nicht kostbar; sehr selten sahe man einen Turban, und viele hatten kaum so viel, daß sie ihre natürlichen Theile bedecken konnten.

Man findet hier ein Thier, Lemur Catta genannt, das röthlich aussieht, auf dem Rücken ausgenommen, wo es eine grau braune Farbe hat; in den Ohren war es dem Fuchse ähnlich, und hatte eine spitzige Schnauze. Der Schwanz war grau mit schwarzen Ringeln, und um ein Drittheil länger als der Körper. Es steht aufrecht, wie ein Eichhörnchen, sein Haar aber ist nicht so lang. Ich beschreibe dieses Thier nur unvollkommen, weil ich befürchte, man möchte es für eine Art von Affen halten, wozu die Füße Gelegenheit geben könnten, weil es fünf platte und runde Nägel hat. Die große Zehe des Hinterfußes ist sehr gros, und der Zeigefinger hat einen spitzig zugehenden Nagel. *) So viel ich sehen konnte, so waren seine Zähne nicht wie Affenzähne, denn ich bemerkete keinen Spitzzahn; und

*) Vermuthlich hat man an dem Lemur Catta nicht bemerket, daß die zweyte Zähe des Hinterfußes eine Vogelklaue hat. Vielleicht ist es auch eine besondere Gattung.

Anmerkung des Ritters Linnäus.

und wenn in den obern Kienbacken die Schneidezähne nicht wohl ausgedrücket waren; so hatte es doch wenigstens fünf kleine. Ich war mit meinen Beobachtungen bis dahin gekommen, als es starb, und nach seinem Tode warf man es in meiner Abwesenheit ins Meer. In Ansehung der Neugierigkeit und Thätigkeit war es den Affen ähnlich, dabey aber war es furchtsamer, weniger gelehrig, und auch nicht so geneigt üble Dienste zu erweisen. Man findet es in Madagascar und Maurizland. Ich hätte auf meiner Reise viele andere beobachten können, allein man bekömmt sie nicht umsonst. Die abscheulichsten und beschwerlichsten Thiere, welche man auf dieser Insel findet, sind die Eyderen, wovon es hier eine große Menge giebt, und viel mehr als zu Madera. Auf einem Cocus-Baume, der vierzig Fuß hoch ist, findet man ganz sicher wenigstens sechzig. An gewissen Oertern kann man keinen Schritt thun, ohne daß ganze Haufen derselben zum Vorschein kommen, die unter den von den Bäumen gefallenen Blättern sitzen.

Die meisten Fahrzeuge, deren man sich hier bedienet, sind aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme gemacht, und damit sie nicht umfallen, so haben sie auf jeder Seite zwey Flügel. Man bewegt sie nicht mit Rudern fort, sondern indem man sich gleichsam darauf wieget.

Den 20sten August wurden wir mit Wasser und nöthigen Lebensmitteln versehen, daher wir

diesen

diesen Ort verließen. Wir setzeten unsere Reise ruhig fort, und nur einige portugiesische Schiffe machten, daß wir die Waffen ergreifen musten.

Den 16ten September legten wir uns auf der Rhede von Surate, ungefähr eine schwedische Meile vom Lande, vor Anker, weil uns die Sandbänke nicht näher zu kommen erlaubeten. Es wird Zeit und Klugheit erfordert, um in diesen Gegenden eine neue Handlung zu errichten, und es währete lange, ehe wir mit allem zu Stande kommen konnten. Die Mahometaner waren jedoch weniger Schuld daran, als die Christen. Vermuthlich konnte sich das schwedische Eisen, das sich bereits in dem schwedischen Magazine befand, mit dem, das wir brachten, nicht vertragen, weil das unsrige auf einem schwedischen Schiffe gekommen war. Die alte Beschuldigung, daß wir Seeräuber wären, machte bey dem Nabab keinen Eindruck, denn sie war bereits abgenutzet. Die Araber hatten sie wider die Portugiesen gebrauchet, diese wider die Holländer, und die Holländer, wie man sagte, wider die Engländer. Nach vielen vergeblichen Bemühungen respectirten endlich die Engländer und Holländer unsern Paßport; wenigstens ließen sie uns öffentlich in Ruhe.

Wenn die Ebbe und Fluth steigt und abfließt, so wirft das Meer sehr hohe Wellen; es ist mit Würmern angefüllet, die sich nicht nur auf der Oberfläche des Wassers halten, sondern auch das Holz vom Anker im Grunde zerfressen; wenn also

ihr Bohrer stark genung wäre, um das Papier, das Pech, und die Haare zu durchbohren, die sich zwischen der Schiffsverkleidung befinden, so würde das Schiff gar bald zu Grunde gehen müssen.

Das benachbarte Land ist überall sehr niedrig, und besteht wechselsweise in Ebenen und jederzeit grünen Wäldern. Die Felder waren meistentheils mit Hiersen besäet. Die Cocusbäume sind in dieser Jahrszeit hier fast heilig; man zapfet ihnen den Saft ab, welches verursachet, daß sie keine Nüsse tragen.

Benyan (Ficus Indica) nennet man den merkwürdigen Baum, aus dessen Zweigen neue Wurzeln in die Erde wachsen. Er scheint seinen Namen daher bekommen zu haben, weil ihn die Indianer vor heilig halten. Vielleicht wäre dieser Baum, ohne diesen Umstand gänzlich eingegangen. Ich habe ihn sehr nahe beobachtet, ohne die geringsten Spuren von Früchten oder Blüthen oder Auslaufern von Wurzeln daran zu entdecken. Er scheint nur langsam zu wachsen. Der hohe und dicke Baum, welcher der Rhede zum Merkmal dienet, muß sehr alt seyn. Während unsers Aufenthaltes war es sehr gefährlich, botanische Spatziergänge anzustellen, denn vor den Thoren von Surate war man in Gefahr von den Maratten oder von andern Völkern gemißhandelt zu werden.

Es giebt sehr viel prächtige Grabmäler im Lande. Sie sind in Form einer Kuppel gebaut, welche

welche Art zu bauen die Mahometaner sehr lieben. Ich habe daselbst einige außerordentlich tiefe Brunnen gesehen, die mit unendlichen Kosten und vieler Arbeit gegraben, und gut ausgemauert waren. An einem andern Orte, der trocken und ohne Wasser war, hatte man auch welche gebauet: man zog das Wasser vermittelst eines Rades durch ein Paar Ochsen heraus; man füllete Schläuche damit an, und ließ sie von Büffeln in die Stadt tragen, um das Wasser daselbst zu verkaufen.

Der Boden ist sehr mager; die fruchtbare Erde macht eine sehr gerade Lage, worunter sich gute Tonerde befindet, die den Einwohnern sehr nützlich ist, weil sie sich, so wie die andern Völker in Asien, gemeiniglich irrdener Gefäse bedienen.

Von der Rhede hat man noch ungefähr drey schwedische Meilen auf dem Flusse Tapti oder Tapta zu rudern oder zu schiffen, ehe man an die Stadt Surate kömmt. Das erste, was einem in die Augen fällt, ist ein beträchtliches Gebäude, welches man das Fort nennet. Es hat ehemals vier Thürme gehabt, wovon einer eingefallen ist, und die schlechte Mauer, die man an seine Stelle aufgeführet hat, scheint in kurzem gleiches Schicksal zu haben. Es fehlt nicht an Canonen auf den verschiedenen Anhöhen. allein sie sind abgenutzet, und so schlecht gestellet, daß man oft ein Stück von achtzehen Pfunden neben einem andern von sechs Pfunden siehet.

Das Fort befindet sich in dem Mittelpuncte einer niedrigen Mauer, die beynahe einen halben Cirkul macht, und eckichte Thürme hat; um die Stadt gehet ein trockener Graben. Die Vorstädte, welche um die Stadt liegen, sind auf gleiche Art befestiget, und man sagt, daß über hundert tausend Menschen darinne wohnen.

Die Art an den Thoren zu visitiren, kam mir anfänglich etwas streng vor, weil der Zollbediente zu wissen verlangte, wie viel man Geld in den Hosensicken hätte, und dieses darum, weil man für das Einbringen des Geldes eine gewisse Summe vom Hundert bezahlen muß. Wir entgiengen jedoch dieser Abgabe, und ich konnte mich über eine so üble Politik nicht genug verwundern; allein ich erfuhr, daß die Gouvernements der Oerter nur auf eine gewisse Zeit gegeben würden, und daß der Nabab, oder Gouverneur in seinem Posten nicht allzufest säße. Es ist auch nichts gemeiner, als daß diese Herren einen gegenwärtigen Vortheil einem künftigen, obschon größerm und gewissserm Nutzen weit vorziehen.

Die Straßen von Surate sind unregelmäßig, und viele schöne Häuser sind durch das Feuer verwüstet worden. Die Einwohner glauben, Mahomets Lehre zu Folge, daß es vergebens seyn würde, sich dem Feuer zu widersetzen, wenn das Schicksal will, daß das Haus verbrennen soll. Auch ist in diesem Lande nicht gewöhnlich, die Straßen zu pflastern; und obgleich die Eigenthümer der

Häuser

Häuser und die Miethleute alle Tage vor ihren Thüren Wasser gießen, so ist doch der Staub oft beschwerlich. Wollte man auch die Straßen pflastern, so würde es doch eine vergebliche Arbeit seyn, weil der Regen, der oft ohne Aufhören sechs Monate dauert, alles los machen, und wegschlemmen würde.

Die Häuser sind von Ziegelsteinen und Holze ganz gut gebauet; inwendig sind sie mit einem weißen und feinem Kütt bedecket; man hat mir gesagt, daß dieser Kütt von gestoßenen Eyerschalen und von Zuckerschlamm gemacht würde. Unser Capitain, Herr Schiermann, hat mir erzählet, daß er, da er bey dem Seeräuber Angria gefangen gewesen wäre, nebst den andern Gefangenen hätte Kalk stoßen müssen, den man mit Zuckerschlamm vermischet hätte. Vermuthlich hat man ihn auf eben die Art gebrauchet. In den untersten Stockwerken hat man keine Fenster, und in den obern findet man ebenfalls nur wenige. Ich weis nicht, ob die Furcht vor den Dieben Schuld daran ist; wenigstens scheint mir diese Furcht übel gegründet zu seyn, da der Diebstahl bey ihnen hart bestrafet wird. Einem, der fünf Bouteillen Rosenwasser gestohlen hatte, wurden zur Strafe beyde Hände abgehauen. Diese Art, den Diebstahl zu bestrafen, kann die Lust dazu leicht vertreiben.

Außer dem schwedischen Quartier hatte ich wenig Gelegenheit, die Bauart ihrer Häuser zu

betrachten. Das schwedische Quartier war ganz rund gebauet; statt des Hofes war ein Parterre von Blumen, wo damals zu Ende des Januars ein prächtiger Hibiscus Suratensis blühete. Um das Haus herum waren steinerne Brustwehren mit zwo Stufen. An den vier Seiten des Hauses waren eben so viel Säle, die auf der Seite des Hofes offen waren. In den Ecken waren die Schlafzimmer oder die Küchen. In den untern Zimmern sind Oefnungen, damit wegen der großen Hitze die Luft hinein kann.

Oben auf dem Hause ist eine Terasse, wo man eine schöne Aussicht hat. Das Volk hat sehr gern Cisternen, und wenn es möglich ist, Springbrunnen, die zu ihrem Vergnügen sowohl als zu ihren Abwaschungen dienen. Die Treppen sind schmal, und die Stufen hoch. Wir hatten in dem schwedischen Quartiere zween Brunnen, die vier und zwanzig Fuß tief waren. Unter dem Hause, das uns zu einem Latti-oder Magazine dienete, war ein gewölbter Teich.

Ihre Architectur ist weder eine Nachahmung der Griechen noch der Italiener, und gleichwohl ist Geschmack darinne, und eine angenehme Proportion in ihren Säulen. Einige Zierrathen am Capital und Fußgestelle scheinen zwar nicht wohl vertheilet zu seyn: allein, im Grunde sind sie nicht seltsamer, als wenn man einem weiß machen will, daß ein ganzes Gebäude von Blättern oder Federn gehalten werde. Die Engländer,

der, welche hier gestorben sind, haben Grabmäler, deren sich Könige nicht schämen dürfen. Die indianischen Baumeister haben durch das Grabmal des Barons Rheede von Drakenstein (den Verfasser des berühmten Werks Hortus Malabaricus in 12 Foliobänden) gezeiget, daß man einem Gebäude eine gewisse Majestät geben könne, ohne der Toscanischen oder Corinthischen Ordnung zu folgen. Die Botanik ist dem Baron Rheede so viel Verbindlichkeit schuldig, daß es mir nicht zu verzeihen wäre, wenn ich bey seinem Grabmale vorbey gegangen wäre, ohne es aufmerksam zu betrachten. Unglücklicher Weise waren damals die Fenster zu, so daß ich die ganze Grabschrift nicht abschreiben konnte, sondern mich nur mit den vornehmsten Stücken begnügen muste. Hier sind sie:

Hindrik Adrian Baron van Rheede ter Drakenstein. Heere van Omei - - - Commissaris van de General Nederlandse Geoctroyerde Oostindische Compagnie over Ostindia. Representerende in dien Qualitæt de Vergaderingen D. E. Heeren. Overleeden de 15. December Ao. 1691. op 't Scheep Dregterdam seylende van Couchin na Suratta op de hoogte van de Engelse Sterkte Bombay. Oud ongevaer 56 Jaaren.

Das ist.

Heinrich Adrian Baron von Rheede auf Drakenstein. Herr von Omei : : : Commissa-

missarius der privilegirten holländisch ostindischen Compagnie in Ostindien, wo er in dieser Qualität die Versammlung der edelen Herren vorstellete. Er starb den 15ten December 1691 auf dem Schiffe Dregterdam, da er von Cochin nach Surate seegelte, auf der Höhe der englischen Festung Bombay, ungefähr im 56sten Jahre seines Alters.

Man machte in diesem Lande kein Geheimniß daraus, daß man ihn vergiftet hätte. Es ist auch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, denn es muß etwas schreckliches für betrügerische Unterbedienten seyn, eine so große und unumschränkte Gewalt in den Händen eines ehrlichen Mannes zu sehen.

Die Einwohner werden in drey Hauptgattungen unterschieden, wovon die malabarischen Heiden, welche die Reisenden Gentiven, Gentils oder Gentous nennen, die erste ausmachen. Dieses sind die ältesten Einwohner des Landes; sie vertheilen sich in gewisse Hauptfamilien, wovon eine jede ein besonderes Gewerbe treibt. Die Braminen, oder Banjanen beobachten auf eine strenge Art das Gesetz, nichts zu tödten, was Athem holet, oder belebet ist. Ich habe welche gesehen, die auf das demüthigste bathen, um den geringsten Insecten das Leben zu erhalten. Die Familie der Soldaten ist so mitleidig nicht, besonders gegen die Menschen.

Ob sich gleich die Gentiven blos mit Milchwerk und Vegetabilien nähren, so sehen sie doch

gut

gut aus. Ich habe Braminen und Banjanen gesehen, die sehr fleischigt waren. Sie haben eine gewöhnliche Leibesgestalt, und stehen gerade; ihr Gang ist leicht, ihre Züge regelmäßig, und dabey haben sie ein wichtiges Ansehen. Die Farbe ihrer Haut ist beynahe schwarz.

Ihre Weiber sind meistentheils klein, untersetzt und braun; man sagt, daß sie sehr frühzeitig mannbar werden, nachgehends aber auch geschwind altern. Ihre Kleidung ist sonderbar. An den Armen und an den Füßen haben sie Ringe. Ihr halbes Camisol bedeckt bloß die Brust. Um die untern Theile zu verbergen, legen sie um die Hüften ein Stück Zeug, das gemeiniglich rothstreifig ist, ziehen die Enden zwischen den Schenkeln durch, und knüpfen sie vorn zu. Auf dem Kopfe haben sie ein Stück von eben dem Zeuge, welches über die linke Schulter hinunter hängt, unter dem rechten Arme durchgehet, und an den Gürtel befestiget ist. Alles übrige ist nackend. Sie halten sich sehr gerade, und gehen mit großem Anstande. Ihre Gewohnheit, das Wasser, welches sie täglich aus dem Flusse holen, auf dem Kopfe zu tragen, trägt vermuthlich viel dazu bey. Man sieht oft eine gentivische Frau auf diese Art drey Krüge, einen über dem andern tragen, ohne sie mit den Händen zu halten, bergauf und bergab steigen, sich umkehren, stehen bleiben und schwatzen. Ich weis nicht, ob die reichen und wohlhabenden Weiber gleichfalls genöthiget sind,

das Wasser selbst zu holen, ich habe aber einige welches tragen sehen; deren Ringe von großem Werthe zu seyn schienen. Uebrigens werden sie für Frauenzimmer von einer sehr leichten Tugend gehalten, und alle Tänzerinnen des Mogulischen Reichs werden aus dieser Nation genommen.

Ich habe weder ihre Pagoden noch ihre heiligen Ceremonien gesehen, außer ihr Morgengebet, das sie im Flusse verrichten. Ehe sie anfangen, so waschen sie sich, und spülen sich den Mund aus; nachgehends sagen sie ihr Gebet her, wobey sie das Gesicht nach der Sonne zugekehret haben. Die Gentiven zehlen ihre Gebete nach den Fingern ab, und bey dem letzten Gliede des kleinen Fingers fangen sie an. Wenn sie alle Finger nach der Reihe durch sind, so legen sie beyde Hände zusammen, neigen sich gegen die Sonne, und gehen nachgehends aus dem Flusse heraus, um sich von dem Braminen, der am Ufer stehet, zeichnen zu lassen.

Die Braminen haben einige Queerlinien auf der Stirnen, die mit Asche gemacht sind, und bisweilen schmieren sie den ganzen Leib damit. Die Banjanen haben gemeiniglich ein kleines rothes Fleck unmittelbar über der Nase, wovon zween gelbe Striche herabgehen, die sich an beyden Ohren endigen.

Bey ihren Leichenbegängnissen laufen sie so stark als sie können, und schreyen Beyram, Rambolou,

bolou, d. i. Ihr Brüder rufet den Ram an. Vor der Stadt verbrennet man den todten Körper bey dem Flusse; die Witbe aber braucht sich nicht mit zu verbrennen. Wenn man bedenket, wie einfach und gesund ihre Nahrung ist, und gleichwohl eine so große Anzahl Todte verbrennen siehet, so muß man schließen, daß viele tausend Gentiven in Surate wohnen.

Sie haben auch Santons oder lebendige Heilige, die sich von der großen Anzahl unterscheiden, und die dem Ram und seinen Brüdern durch lächerliche Handlungen zu gefallen glauben. Ich habe nicht solche Leute gesehen, die Bernier beschreibt, und welche er in allerhand beschwerlichen Stellungen ganz nackend vorstellet. Allein, man findet oft welche, die mehr als halb nackend gehen, und die ihre langen Haare um den Kopf winden, welches in diesem Clima sehr beschwerlich seyn muß. Eines Tages sahe ich einen Noviz von diesem Orden auf eine sonderbare Art betteln. Er stellete sich vor eine Bude, und that nichts, als mit den Füßen stampfen; und nachdem er einen Fuß nach dem andern mit der grösten Geduld aufgehoben und wieder niedergesetzet hatte, so as er sehr ruhig, was man ihm gegeben hatte. Sonderbar ist es, daß die Haare dieser Leute eine Strohfarbe bekommen: allein ich glaube, daß sie diese Farbe durch Hülfe der Kunst hervorbringen, denn die Mahometanischen Santons, welche ihre Haare behalten, haben allezeit schwarze, wodurch

sie den Vortheil erhalten, Satyren von der ersten Ordnung ähnlich zu sehen; denn ihre Haare fliegen um den Kopf herum. Man sagt, daß die Braminen viele Geheimnisse besitzen, besonders aber glaubt man gewiß, daß der berühmte Pedra de Corba eine Composition sey, die sie alleine besitzen; es ist auch möglich, daß der Gaspar Antonio oder Pedra de Joa, und viele andere Schwein Bezoarde oder Pedra de Porco aus eben der Fabrik herkomme.

Wenn die Ceremonien nicht hinreichend sind eine ganze Familie oder Kaste zu ernähren, so sind sie gezwungen auf eine andere Art ihren Unterhalt zu suchen. Daher kömmt es, daß Braminen bey reichen Banjanen bisweilen in Dienste treten, ohne jedoch von ihrem Vorzugsrechte etwas zu vergeben; denn der Herr getrauet sich nicht den Reis anzurühren, den sein Bedienter essen soll, weil dieser dadurch verunreiniget werden würde.

Die Parser oder Parther, welche von den alten Persern abstammen, sind die zweyte Nation, die hier wohnet. Nach Hamiltons Erzehlung in seinem New Account of East, sind sie vor langer Zeit aus Persien verjagt worden. Sie beten das Feuer, die Sonne, den Mond und die Gestirne an. Ein Parser würde sich nicht überreden lassen ein Licht anders auszulöschen, als durch Blasen. Eines Tages hatte man mit Fleiß vor einem kleinen Parsischen Jungen ein brennendes Dacht auf

die

die Erde geworfen; er blieb lange davor stehen, murmelte etwas zwischen den Zähnen, machte mit den Fingern allerhand wunderliche Bewegungen, und fuhr auf diese Art fort, bis der letzte Funke ausgelöschet war. Man darf sie nicht Gafres nennen, weil Gaur Gavre, Guebre oder Caffre, Ketzer, Ungläubig, Heide, bedeutet. Unter den Eingebohrnen sind sie die weißesten, und dabey munter und arbeitsam. Die Europäer bedienen sich ihrer besonders bey Sachen, die nur einigermaßen wichtig sind. Vielleicht macht die Nothwendigkeit, daß sie es gerne thun, denn sie werden mehr unterdrücket, als die Gentiven. Von den Aemtern sind sie ausgeschlossen, und haben nicht das Capital, welches die Banjaner besitzen, nämlich eine lange Erfahrung in tausenderley Künsten. Kenner haben beobachtet, daß ihre Weiber nicht so gutwillig sind, als die übrigen.

Das dritte Volk sind die Mahometaner, oder nach der Benennung der Seeleute, die Mauren, ein Wort, welches vielleicht eine Abkürzung von Mogores ist. Ihre Farbe hält das Mittel zwischen den beyden Völkern, wovon wir geredet haben. Ihre Religion ist die herrschende, besonders aber die Secte, welche den Omar verehret. Ali muß aber gleichwohl auch eine große Anzahl Anhänger haben, denn als man den 26sten November eine sehr feyerliche Procession zum Andenken der beyden letzten Imanns in Persien hielt, so

sahe

sahe ich wenigstens zwey tausend Menschen dabey. Bey dieser Feyerlichkeit befand sich auch eine große Anzahl Fackirs oder Bettelmönche, die mit weißen Ueberröcken bekleidet waren, worauf sie viele Stücken von verschiedenen Farben gesetzet hatten; und ihre Mütze hatte die Gestalt eines Zuckerhutes. Die Derwisch verrichten gemeiniglich den Dienst in den Moscheen und bey andern Gelegenheiten. Ich bemerkte auch einen gewissen Derwisch, der die Cerimonien mit einer besondern Fertigkeit verrichtete. Seine Pflicht war, die Gräber zu besuchen. Er tanzete im Hin- und Hergehen, und hatte außer einem Lehrlinge viele andere Personen bey sich, welche eine Art von Trommel rührten, und dazu Allah Allah sungen. Ich sahe auch einen Santon, der Buße that, indem er nackend durch die Straßen gieng. Er war von einem ansehnlichen Mahometaner begleitet, der die Allmosen einnahm.

Die Braminen und die Weiber ausgenommen, von deren Kleidung ich bereits geredet habe, so ist fast jedermann mit einem Stück weißen Cattun bedeckt. Ihre Kleidung besteht gemeiniglich in ein Paar Pantoffeln, die man vor der Thüre stehen läßt, in ein Paar großen Hosen, und in einem kurzen Hemde, das vorn offen ist, und das man über den Hosen trägt. Ueber alles weg geht ein Rock, der bis auf die Füße reicht; er liegt fest am Leibe an, und hat unten Falten, wie ein Weiberrock; auch hat er lange Ermel, die vorn

gefaltet

gefaltet sind. Die Mahometaner und die Heiden unterscheiden sich dadurch, daß diese ein Stück von ihrem Rocke unter dem linken Arme befestigen, da es hingegen jene unter dem rechten thun. Um den Leib tragen sie einen Gürtel, der entweder von eben dem Zeuge gemacht ist, als der Rock, oder von einem bessern, um ein schönes Messer, oder auch einen Dolch hineinzustecken. Unter diesem Gürtel tragen die Parser einen Strick, der ein Stück ihrer Religion ausmachen muß; denn zu Dombes, einem Flecken nicht weit von Surate, sahe ich einen Parser, der, ehe er seinen Wirth grüßete, die Stirn damit maß, und sich gegen den Mond neigete. Die Juden haben eine ähnliche Gewohnheit.

Der Turban ist von allerhand Farben; nur aus der grünen Farbe macht man sich nichts. Ein Suratischer Turban ist von einem Persischen oder Arabischen leicht zu unterscheiden, und ob man gleich über funfzehn Ellen Zeug dazu braucht, so steht er doch sehr gut auf dem Kopfe; über dem rechten Auge geht er ein wenig hervor.

Die Kleidung der Weiber, nämlich derer, die man auf der Straße sieht, ist von der Kleidung der Mannspersonen darinnen unterschieden, daß ihr Rock vorn offen ist. Ihre Unterhosen gehen bis auf die Füße. Auf dem Kopfe und auf den Schultern haben sie einen ganz leichten Zeug. Die armen Leute von beyden Geschlechtern tragen kürzere und engere Kleider.

Beyde

Beyde Geschlechter grüßen auf einerley Art. Ihre Art zu grüßen besteht darinnen, daß sie die Hand auf die Stirne oder auf den Kopf legen. Einige sagen zu gleicher Zeit Salam oder Salam Alecre. Wenn sie mehr Ehrerbietung erweisen wollen, so berühren sie mit ihrer Hand erstlich die Erde oder den Boden, hierauf die linke Seite der Brust, und endlich den Kopf.

Bey dem Feste, das man den Persischen Märtyrern zu Ehren hielt, und welches ich bereits erwehnet habe, sahe ich noch eine andere Art, seine Freunde zu empfangen. Erstlich legte man den Kopf auf die linke Schulter des andern, hierauf auf die rechte, nachgehends wieder auf die linke; hierauf nahm man des andern Hände in seine, und legte sie endlich auf die Stirn.

Die Gentiven bedienen sich der Malabarischen Sprache. Die Mauren haben einen Dialect von der Arabischen, welchen die Parser als die letzte Classe zu lernen gezwungen sind; und es giebt nur eine kleine Anzahl Parser, welche die Sprache ihrer Vorfahren können. Uebrigens macht man sich in allen Handelsplätzen des mittägigen Asiens durch ein verdorbenes Portugiesisch verständlich.

Sie essen auf dem Boden oder auf einer Matte, worauf sie das Tischtuch geleget haben. Der Reis dienet ihnen statt des Brodes; man läßt ihn in Töpfen kochen oder knetet ihn, um ihn auf

Blechen

Blechen backen zu lassen, so wie man bey uns die Kuchen zubereitet. Was die Reichen eigentlich für ein Getränk haben, weis ich nicht. Die gemeinen Leute stillen ihren Durst mit Wasser, und wenn sie ein stärkeres Getränk haben wollen, so können sie sehr wohlfeil Taddi haben; so nennen sie den Saft, der aus den Cocusbäumen gezogen wird. Nach des Bona Ventura Erzehlung können die Wurzeln vom Hirsen ebenfalls berauschen. Ein seltsamer Aberglaube verhindert oft die gemeinen Leute, mit einander zu essen. Ein Mahometaner kann mit einen Banjaner ein Geschäft von 100000 Rupien schließen; er kann ihn aber nicht zum Essen bitten oder zu ihm gehen. Alle Gefäße, die ein Bramine in seiner Küche hat, sind heilig, und niemand getrauet sich sie anzurühren, außer die von seinem eigenen Volke. Eine gute alte Parsische Frau, die uns im Vorbeygehen Milch gab, wollte nicht leiden, daß ihre Flasche unserm Glase auf einen halben Fuß weit zu nahe kam. Diese Völker haben Fleisch genung; allein, ich halte es nicht für sonderlich gesund, vornemlich denen, die lange Seereisen gethan haben; denn wenn diese viel davon essen, so bekommen sie Erbrechen und einen Durchfall, wodurch ihr Leben oft in Gefahr geräth. Es ist zu vermuthen, daß der Brama, oder derjenige, der den Gentiven zuerst Gesetze gab, gewust habe, daß ihnen das Fleisch der Thiere schädlich wäre, weil er ihnen sie zu tödten verboten hat. Sehr weislich hat auch Mahomet das öftere Waschen

ver-

verordnet. Es ist in diesen Climaten unumgänglich nöthig, um dem Jucken und andern Beschwerlichkeiten der Haut, und vielleicht noch größern Uebeln zuvorzukommen. Wenn man des Morgens in die Vorstädte oder in die kleinen Straßen gehet, so siehet man alle Leute beschäftiget, die kleinen Kinder zu waschen.

Außer den Krankheiten der Haut bekommen die Europäer auch oft das Fieber. Dieses Fieber nahm den Franzosen im Anfange viel Leute weg, und sie sahen sich endlich nach ihrem eigenen Geständnisse genöthiget, zu den Aerzten des Landes ihre Zuflucht zu nehmen, welche das Aderlassen und die Tamarinden bey den hitzigen Fiebern durchaus für schädlich halten. Die Tamarinden werden in Indien lange nicht für so nützlich gehalten, als in Europa. Der Rothlauf ist eine Krankheit, welche die meisten Fremden in den heißen Himmelsgegenden bekommen; besonders wenn sie sich in der heißesten Jahreszeit am Lande, oder nicht weit vom Lande befinden. Sie kündiget sich mit rothen Flecken an, so wie die Masern. Diese Flecken stechen und jucken, und werden nachgehends zu kleinen Blattern, die zwar wieder vergehen, zugleich aber auch die Haut mit wegnehmen.

Das Reiben, welches bey den Alten so gebräuchlich gewesen ist, muß der Gesundheit sehr dienlich seyn. Ein Einwohner von Surate, der nur einigermaßen wohlhabend ist, läßt sich alle

Abende

Abende von seinen Bedienten den ganzen Körper reiben, welches den Umlauf des Blutes nothwendig erleichtern muß.

Ihre Musik ist mittelmäßig. Anstatt, daß man von schönen italienischen Stücken sollte bezaubert werden, so höret man hier nichts als das Geräusche von kupfernen Becken, oder kleinen Trommeln, die einen oder zween Boden haben. Ihre blasenden Instrumente sind eine Art gerader Trompeten, die acht bis zehen Fuß lang sind, und einen brüllenden Ton von sich geben. Bisweilen bedienen sie sich auch eines großen Horns, das die Gestalt eines S hat; allein, dieses hörete man nicht eher, als bis sich der Nabab oder eine andere vornehme Person dem Schlosse näherte. Zur Reveille spielete man des Morgens auf dem Flageolet. Die Zitter und die Violine sind der Bettler ihre Instrumente, deren sie sich zur Begleitung ihrer Vocalmusik bedienen, weil sie Verse singen, wenn sie um Allmosen bitten. Die Nationen des mittägigen Asiens haben gemeiniglich eine kriegerische Musik. Sie müssen männliche Laute haben; sanfte und zärtliche Töne würden sie nur noch weibischer machen. Die Spartaner hatten vielleicht etwas mehr zur Absicht, als eine alte Gewohnheit, da sie eine Saite abschafften, die man zur gewöhnlichen Anzahl hinzugethan hatte.

Ihre Possenspieler können mit der Chineser ihren in keine Vergleichung gesetzet werden. Gleichwohl wissen sie die Cobra de Capello (Co-

luber Naja) so zahm zu machen, daß sie tanzt. Wenn sich die Mauren oder andere Leute ein Vergnügen machen wollen, so lassen sie eine Bande Tänzerinnen kommen. Man nennet sie so, ob sie sich gleich nicht von der Stelle bewegen. Sie singen verliebte Gesänge, und bemühen sich, den Sinn durch wollüstige Gebehrden auszudrücken.

In dem mittägigen Europa, oder in Asien, habe ich keine blauen Augen gesehen: in Surate aber sahe ich einen Araber, dessen Augen nicht die gewöhnliche Farbe hatten. Man hat mir gesagt, daß man in den Serails die blauen Augen nicht sonderlich liebte; vielleicht darum, weil sie nicht so glänzen, wie die schwarzen Augen. Es scheint mir jedoch auch, als wenn die schwarzen Augen das Ernsthafte oft nicht ausdrücken könnten. Die Waffen der Mauren bestehen in Flinten, die mit Lunte losgebrannt werden, in Bogen, Sebeln und Dolchen. Diese letztern haben eine sonderbare Gestalt; das Stichblatt bestehet aus zween parallelen eisernen Stücken, die dermaßen von einander getrennet sind, daß man ganz bequem zwey kleine Eisen, die querdurch gehen, anfassen kann. Die Klinge ist bey dem Stichblatte anderthalb Zoll breit, und nicht über neun Zoll lang. Die Mauren haben gern glänzende Waffen mit silbernen Griffen. Ueber dieses haben sie einen runden und convexen Schild, der von Büffelshaut gemacht ist, und zween Fuß im Durchschnitte hat. Die Pions, oder diejenigen,

die

die man nach der Gewohnheit des Landes vor sich hingehen läßt, tragen den Sebel in der Hand, und an dem linken Arme das Schild.

Man kann auf der Charte sehen, wie vortheilhaft Surate zur Handlung liegt. Man findet daselbst ohne Mühe alle Kostbarkeiten, die Arabien hervorbringt, und kann sie gegen indianische und chinesische Manufacturen vertauschen. Es ist verdrüslich, daß die Regierung nicht beständig ist. Der Hof ist zu Dely, und lebt in der größten Weichlichkeit und Wollust, da unterdessen die Gouverneurs zu Surate das Recht des Stärksten wider einander geltend machen. Der Regen, der vom Monat May bis im Monat September währet, verändert oft die Sandbänke. Das Meer ist jederzeit mit Seeräubern bedeckt. Meines Erachtens würde es einer Europäischen Macht nicht schwer seyn, sich der Handlung dieses Landes zu bemächtigen, wenn man alle Religionen duldete, und die despotische Regierung mäßigte. Man müste auch die Seeräuber ernstlich bekriegen, welches, wie man sagt, bis hieher mit Fleiß von den Mächten unterblieben ist, welche die morgenländischen und abendländischen Meere beherrschen wollen. Dem ungeachtet gehen Millionen Rupien durch die Hände der suratischen Kaufleute für chinesische und persische seidene Zeuge, für glatte und streifigte Musselline, so auch für Achate von Cambaya, und Steine von Ceylan, die beständig weich sind; oft auch für

Edelsteine von Visapour und Golconda, und für viele andere Waaren. Die Mauren ziehen in der That einen ansehnlichen Theil vom Profite, weil sie den Schutz der Regierung vorzüglich genießen: gleichwohl muß man die Banjaner vor die geschicktesten Kaufleute halten; worüber man sich nicht wundern darf, weil ihre Wissenschaft immer vom Vater auf den Sohn kömmt, so daß sie beständig dadurch vermehret wird. Wenn es wahr ist, was man mir von ihnen erzählet hat, so müssen sie erschreckliche Wucherer seyn, weil sie von neun Rupien monatlich eine Rupie Interesse nehmen. Man dürfte sich auch nicht wundern, daß sie Schach Abbas aus Ispahan hätte verjagen wollen, um an ihre Stelle die Armenier aufzunehmen, welches ehrlichere Leute sind. Die Kaufleute können daselbst große Güter erwerben, welches man vor einigen Jahren gesehen hat. Ein Kaufmann hatte für seine eigene Rechnung neunzehn Schiffe in der See; das zwanzigste aber hat er niemals bekommen können, welches die Mahometaner für einen deutlichen Beweis von der Gewalt des unwiderstehlichen Schicksals ansehen. Man sagt, dieser Kaufmann habe einen ganzen Arib, d. i. tausend Millionen Rupien besessen. Dieses scheint unglaublich zu seyn, wenn man bedenket, daß der Einfall des Schach Nadir, wenn man alles rechnet, nicht mehr gekostet hat. Was das in Indien gewöhnliche Gewicht anlanget, so ist ein Candy zwanzig Mahn; ein Mahn vierzig Sehr; ein Sehr aber ist beynahe ein Pfund nach unserm Gewichte.

Gewichte. Ihr kleines Gewichte habe ich nicht genau untersucht. Das Gold und die Perlen wiegen sie mit Körnern von Glycine, weil sie leicht und hart sind. Ihre gewöhnliche Münze sind die Rupien. Eine Rupie wiegt ungefähr sieben Sechzehntheil einer Unze; wie man sagt, so ist sie dem Gehalt nach feiner als die Piaster; auch die Chineser nehmen die Rupien in der Handlung. Eine Rupie gilt acht und vierzig Pecha; diese aber sind von Kupfer, und oft ungestalt. Ein Pecha gielt acht und vierzig Mandeln.

Man schlägt die Münzen mit einem Hammer, den man in der Hand hält; dieses aber verursachet, daß viel Rupien auf dem Rande Risse bekommen, und alsdenn klingen sie nicht so gut in der Hand des Wechslers, und verlieren etwas von ihrem Werthe. Es giebt auch noch eine Art von Rupien, welcher die Münzgelehrten erwähnen; allein, ihre Erzehlungen sind einigermaßen von dem unterschieden, was man mir davon in Indostan erzählet hat. Nur Mahal, eine Officiersfrau, soll eines Tages von dem großen Mogol Jehan-Gir gesehen worden seyn. Da er sie auf keine Art zu seinen Willen bringen konnte, so ließ er ihren Mann auf die Seite schaffen, und überredete endlich die traurige Wittwe, sein Bette mit ihm zu theilen. Die ersten Kinder des grossen Mogols erfuhren gar bald, wie gut sich diese Frau in die Geschäfte zu schicken wuste. Jehan-Gir veränderte den Namen seiner Frau, der Nur

Mahal, das ist, Licht der Damen war, in Nuri Jehan, das Licht der Welt, oder Licht des Jehan. Eines Tages gab er ihr sogar die Erlaubniß, unter ihrem Namen Rupien schlagen zu lassen, indem er ihr dabey das Compliment machte, daß sie die zwölf himmlischen Zeichen darauf könnte setzen lassen. Diese Rupien sind in Indostan schon selten geworden, weil sie die Maurischen Damen, wie man sagt, bisweilen zu Halsbändern brauchen; und dieses ist sehr wahrscheinlich, wenn man bedenket, was die Mahometaner für ein großes Zutrauen auf die Zauberkunst, auf die Amulete, auf den Einfluß der Gestirne, auf die Talismanne, u. s. w. setzen. Die Rupien sind auf der ganzen Küste von Asien gangbar. Merkwürdig ist es, daß gewisse Rupien an einigen Orten ihren vollen Werth haben, da hingegen die Rupien von Bombay und Pondichery zu Surate ungefähr vier pro Cent verlieren. Eine suratische Rupie verliert zu Mahe. Die Verordnungen der Regierung scheinen unzulänglich zu seyn, um den Unterschied festzusetzen; denn der Banjan ist zu listig, als daß er nicht Mittel finden sollte, sie zu vereiteln, wenn er siehet, daß er an dem Gehalte und am Werthe etwas gewinnen kann.

Es giebt hier verschiedene Gattungen von Thieren; allein, der Boden ist zu trocken, als daß er eine große Anzahl derselben nähren sollte. Der Nabab hatte einen Tyger von der größten und grimmigsten Gattung, der in einem Käfig einge-

schlossen

schlossen war. An einem andern Orte hatte er einen kleinern, der mit Querstreifen gezeichnet war; in der Schnauze, dem Gange und den Augen, war er dem Wolfe ähnlich.

Der Nabab hatte auch einige Elephanten, deren man sich nur alsdenn bedienete, wenn er, oder seine Familie sich auf eine feyerliche Art zeigen wollten.

Während unsers Aufenthaltes trug sich ein Vorfall zu, welcher beweiset, wie erkenntlich der Elephant ist. Ein Soldat in holländischen Diensten hatte die Gewohnheit in den Stall der Regierung zu gehen, und von seinem Reisbrode einem alten Elephanten was zu geben. Eines Tages kam er so betrunken hinein, daß er unter den Elephanten fiel, und zwischen seinen Füßen einschlief: der Elephant bewachete ihn aber so sorgfältig, daß ihm kaum eine Fliege zu nahe kommen durfte.

Die Pferde werden in Indostan sehr hoch geschätzet. Die besten Pferde, die man in Surate hat, sind aus Arabien, von da man sie zur See hinkommen läßt. Man hat mich versichert, daß man den Stammbaum eines Pferdes bisweilen eben so theuer bezahlet, als das Pferd selbst. Viel Cameele sahen wir nicht. Die Ziegen sind von der Gattung derer, die hängende Ohren haben. Die Ochsen haben einen Buckel auf dem Rücken, so wie die von Madagascar, von Johanna

und bis an die Meerenge von Malacca. Die Hammel haben die Schnauzen ein wenig in die Quere, und hangende Ohren: ihre Wolle aber ist gröber und härter, als das schlechteste Ziegenhaar. Hieraus folgt, daß ein warmes Clima nicht nothwendig feine und weiche Wolle hervorbringe. Weiter in die Insel hinein findet man Gemse, sie sind aber noch nicht recht bekannt. Ihre Hörner sind gedreht, wie eine Schraube. Ich habe aus Indien ein Gewehr mitgebracht, woran der Stiel von solchem Horne gemacht ist. Die indianischen Hähne nennen die Deutschen calecutische Hähne. Ich war neugierig welche zu sehen, gleichwohl sahe ich nur an einem einzigen Orte welche, und man sagte mir, so viel ich mich erinnere, daß Surate nicht ihr Vaterland wäre.

Große Papagayen mit langen Schwänzen (Psittacus cubicularius) befinden sich hier in Menge. Sie sind nicht sonderlich geneigt zu reden, ihre Nahrung aber wissen sie mit einer besondern Geschicklichkeit zu suchen.

Die Wagen und Karren werden von Ochsen gezogen, für welche die Einwohner große Sorge tragen. Sie sammlen den Unflath von den Ochsen, und vermischen ihn mit Strohe, um Feuer davon zu machen. Die daraus entstehende Asche, brauchen die Braminen statt der Schminke. Sie bedienen sich keiner Peitsche, um die Ochsen fortzutreiben, sondern eines Stocks, der am Ende spitzig ist, so wie es auch die Portugiesen machen.

Ihre

Ihre Wagen sind auf eine sonderbahre Art gebauet; die Axe ist von Eisen, und kaum so dick, als das letzte Glied am kleinen Finger. Dieses ist das Fuhrwerk der gemeinen Leute. Die Armenier und Europäer bedienen sich der Kutschen, die aber auf eine Art gebauet sind, welche vielleicht im funfzehnten Jahrhunderte Mode gewesen seyn mag.

Vornehme Leute lassen sich in einer Sänfte tragen, welche einem Bette ähnlich sieht, das an eine gekrümmte Stange, oder an einem Hamak befestiget ist. Wenn sich die Damen tragen lassen, so sind sie in eine Art von durchlöcherten Schranke oder Korbe eingeschlossen, der von Bambusrohre gemacht, und mit einer doppelten Leinwand bedeckt ist. Auf jeder Seite geht ein starker schwarzer Verschnittener mit dem blosen Sebel in der Hand.

Ob gleich die Mahometaner vor den Hunden einen Abscheu haben, so sind die Straßen gleichwohl damit angefüllet. Die Perser haben eine gewisse Achtung für dieselben, und man erzählete mir, daß sie bey der Hungersnoth, die vor einigen Jahren geherrschet, den Hunden Allmosen gegeben haben.

Die Eydexen sind hier nicht so gemein in den Häusern, als an andern Oertern in Indien: man findet aber kleine braune Ameisen in den steinernen Mauern der höchsten Stockwerke. Die

Gentiven nehmen sich sorgfältig in Acht, mit den Füßen keine zu zertreten, und füttern sie mit Farinzucker.

Die Hitze soll, wie man sagt, zu Gamron und Bassora noch stärker seyn, als zu Surate; und wenn dieses ist: so muß sie unerträglich seyn. Man darf sich also nicht wundern, daß die Bedienten der holländischen Compagnie Gamron für einen verlornen Posten halten.

Auch noch in dem Monat October stieg das schwedische Thermometer bis auf 37 Grade. Die großen Veränderungen der Kälte und der Hitze machen diesen Aufenthalt, meines Erachtens, ungesund. Ein Florentinisches Thermometer stund des Morgens halb sechse auf dem 37sten Grade, und nach Mittage auf dem 75sten.

Der Pater Bonaventura hat beobachtet, daß die Kälte drey Tage vor, und drey Tage nach dem neuen Monde stärker war, als gewöhnlich. Obgleich Surate nicht weit von der Linie entfernet ist, so nennet man doch die Zeit vom Monat May bis im September Winter, weil es da regnet; und die andern Monate machen den Sommer aus.

Es giebt zu Surate auch Christen, und dieses sind Armenier, wovon die meisten von Youlfa sind.

Sie halten auch daselbst ihren Archimandriten. Sie haben verschiedene Bücher in ihrer

Sprache,

Sprache, die in Amsterdam gedruckt sind. In der Handlung sind sie thätig und listig, und wissen sich ein Ansehen zu geben, welches für einen Kaufmann daselbst unumgänglich nothwendig ist. Einige von ihnen kleiden sich gänzlich auf Maurische Art, und tragen den Turban. Andere tragen, nach dem Beyspiele ihrer Landsleute eine kleine Kappe, worauf sie noch eine Sammetmütze setzen, die vier Hörner und einen zwey Zoll breiten Rand hat, und vorne und hinten offen ist. Die Catholiken sind die Portugiesen und ihre Abkömmlinge. Merkwürdig ist, daß ungeachtet der Strenge der portugiesischen Inquisition wider die Juden, der Jude **Kohen** zu Surate alle Geschäfte der Portugiesen besorgt. Die Franzosen scheinen ihre Handlung wieder in Aufnahme bringen zu wollen, welche daselbst in Verfall gerathen ist. Drey französische Capuciner mietheten ein Haus, und halfen sich, wie sie konnten. Ihr Superior, der Pater Bonaventura, verschaffete dem Kloster bisweilen einige Vortheile durch seine Kenntniß in der Medicin: viele Pflaster aber muste er auch umsonst weggeben. Diese Mönche müssen nach den despotischen Befehlen ihrer Obern ihr ganzes Leben daselbst zubringen.

Die Holländer hatten einen Director zu Surate, dieser hatte Unterbedienten und Sclaven, wie es in Indien die Gewohnheit ist. Sie hatten auch eine Art von Capellan, oder Krankenbesucher.

Das Hauptcontor der Engländer in diesem Lande ist zu Bombay: sie haben aber auch zu Surate eine Factorey, die mit den nöthigen Bedienten versehen ist. Einen Capellan halten sie für etwas überflüßiges.

Es giebt auch Juden daselbst, die ganz wohlhabend sind. Einer von ihnen, Namens Moses Tobias, war wegen seiner Freygebigkeit gegen Leute von allen Religionen sehr bekannt: seine Allmosen beliefen sich, wie man sagte, monatlich über vierzig Rupien. Ein Cakan oder Lehrer des Gesetzes gieng mit uns als Passagier. Er versicherte uns, daß das so lange gesuchte Scepter von Juda noch vorhanden wäre, und daß er gewisse Nachrichten hätte, daß eine große Anzahl Hebräer in Afrika gegen Westen von Asien wohneten, die ihre eigene Regierungsform hätten.

Es ist zwar zu Surate ein Admiral; allein, zum Unglück hat er keine Schiffe unter seinen Befehlen. Die Engländer und die Holländer üben auf der Rhede und auf dem Flusse die Rechte der Admiralschaft aus, so daß nicht das geringste Fahrzeug ohne ihre Erlaubniß an die Stadt kommen kann. Die größten Kauffahrdeyschiffe sind gänzlich auf europäische Art gebauet. Als etwas besonders muß man anmerken, daß ein Schiff, je älter es ist, desto leichter vermiethet werden kann, weil es ihrer Meinung nach glücklich ist. Die Schiffe, deren sie sich am meisten wider die Feinde bedienen, und welche die Holländer Goerabben,

rabben, und die Engländer Grabbs nennen, haben zwey oder drey Maste. Sie sind wie die unsrigen gebauet und ausgerüstet, nur mit dem Unterschiede, daß das Vordertheil niedrig und spitzig ist, wie an den Galeeren, damit man nicht nur ein Paar Canonen, sondern auch im Fall der Noth ein Paar Ruder anbringen kann, um das Schiff bey stillem Wetter fortzubewegen. Die Galivatten sind kleinere Schiffe: man bedienet sich ihrer aber eben sowohl als der Grabben zur Seeräuberey und zur Handlung. Selten haben sie mehr als einen Mast. Sie haben ein Segel, welches in einiger Entfernung dreyeckigt scheinet, ob es gleich viereckigt ist. Die Fahrzeuge, deren man sich zu Lasten bedienet, und welche man Hourri nennet, haben Segel von eben der Art. Die Schaluppen von den Schiffen sind vorn spitzig, und hinten schmal. Die Breter an den Schiffen befestigen sie mit Nägeln. Statt des Werks und des Schifftheers brauchen sie eine Art von dickem Oele, welches, wie man sagt, die Breter dermaßen verbindet, daß sie weniger Wasser auszupumpen haben, als die Europäer.

Dieses Volk hat eine besondere Geschicklichkeit zum Schwimmen. Ich habe einen Indianer ziemlich weit schwimmen sehen, ohngeachtet er ein sehr schweres Gewicht außer dem Wasser in seiner Hand hielt. Die Uebung thut viel dabey: doch kann ihre Art zu schwimmen ebenfalls etwas beytragen. Sie bedienen sich auf einmal nur des rechten

rechten Arms und des linken Beines, nachgehends des linken Arms und des rechten Beines. Diese Veränderung muß ihre Art zu schwimmen weniger beschwerlich und sicherer machen.

Die Zeit über, da wir bey Surate vor Anker lagen, wurden wir von den Seeräubern nicht angegriffen. Den 20sten October 1750 kam ein Seeräuber, Namens Budgero auf die Rhede, und war von ungefähr zweyhundert, mehr oder weniger großen Schiffen begleitet, welches in der Entfernung einen schönen Anblick machte: und da sie näher kamen, und sich zwischen uns und das Land legten, so machten wir alles zurechte, um sie wohl zu empfangen; allein, sie thaten uns nicht das geringste zu Leide, und giengen nach einigen Tagen wieder unter Segel; man darf jedoch nicht glauben, daß sie sich allezeit so gut aufführen. Im Monat September giengen unter Begleitung eines englischen Schiffs einige Galivatten unter Segel. Dieses Schiff wurde von acht bis neun Galivatten der Seeräuber in unserm Angesichte und vor den Augen der andern englischen Schiffe angegriffen. Sie machten ein beständiges Feuer, ohne daß die Engländer ihrem Landsmanne wegen der Fluth zu Hülfe kommen konnten. Die Entwickelung war, daß sie zwey oder drey Transport-Gallivatten wegnahmen, worauf sie das englische Schiff seine Reise ruhig fortsetzen ließen.

Einige besondere Umstände, die zur politischen Geschichte gehören, muß man nicht vergessen, ob ich gleich für die Wahrheit derselben nicht gänzlich gut seyn kann. Gegen das Ende des Monats April im Jahr 1748, starb der große Mogol Muhamed, nach dem Berichte des Jesuiten Tiefenthalers, an der venerischen Krankheit. Achmet, sein einziger Sohn, den er von einer Beyschläferinn hatte, folgete ihm in der Regierung. Er kam damals mit seinen Truppen von Seranda zurück, wo er die Armee der Patanner geschlagen hatte, die von den Bergen von Candahar in das Reich eingefallen waren.

Von dem Zustande von Persien erzehlete man mir folgendes. Nachdem Nadir Schach auf seinen ältesten Sohn einen Argwohn geworfen hatte, so ließ er ihm die Augen ausstechen, und ernennete seinen jüngsten Sohn zu seinem Nachfolger. Nachdem aber Nadir Schach auf der Jagd umgebracht worden war, so wurde seine ganze Familie von seines Brudersſohne, der Adel Schach hieß, ausgerottet, den einzigen Scharok Schach ausgenommen, der ein Enkel des Nadir und der Schwiegersohn des Schach Houssein war. Nachdem dieser Adel Schach auf den Thron gestiegen war, so begegnete er seinen Unterthanen sehr gelinde, besonders denen, die bey Ispahan wohneten, denn er erließ ihnen nicht nur die Auflagen auf fünf Jahr, sondern er gab ihnen auch noch Geld, um sie in den Stand zu setzen das Feld zu

bauen.

bauen. Als die Reihe an ihn kam, daß er umgebracht wurde, so nahm Scharok Schach Corazan und den größten Theil der Reichthümer des Nadir weg; Soliman Schach, der ehemals ein Bedienter des Scharok gewesen war, nahm Tauris. Das Unternehmen des Prinzen Heraclius erfuhren wir erst zu Canton, wo es uns die Armenier mit großer Freude erzehleten.

Nach einem Aufenthalte von sechstehalb Monaten, während welcher Zeit ich in allem nur drey und zwanzig Tage ans Land zu gehen Erlaubniß erhalten hatte, lichteten wir den ersten März 1751 die Anker, und giengen mit veränderlichen Land- und Seewinden nach Mangalor unter Segel. Den 12ten März kamen wir daselbst an, und legten uns mit eben den Beschwerlichkeiten, die wir am letzten Orte gehabt hatten, vor Anker. Es würde sehr wenig kosten, um zu Mangalor einen sichern und bequemen Seehafen zu machen. Der Eingang würde enge seyn, und es könnte eine ganze Flotte darinnen liegen. Der Flecken Mangalor ist ein offener und weitläufiger Ort, er hat aber viel Gärten; die Häuser sind niedrig und von einem röthlichen Steine gebauet. Dieser Stein ist, wie man sagt, in der Erde so weich, daß man ihm in der Hand eine jede Gestalt geben kann, die man verlanget: er wird aber hart, wenn er der Luft ausgesetzet ist.

Die Ziegel haben hier eben die Gestalt, wie die zu Surate oder Cadix. Der Arbeiter macht einen

einen hohlen Cylinder, der ungefähr zwölf Zoll lang ist, und vier Zoll im Durchschnitte hat. Man schneidet diesen Cylinder der Länge nach in zwey gleiche Theile, die man in kleinen Oefen backen läßt. Man bedeckt die Häuser damit Lagenweise, und wenn man eine Reihe so gelegt hat, daß die hohle Seite auswärts kömmt, so legt man eine andere Reihe mit der entgegengesetzten Seite darauf, wodurch die Fugen ganz bedeckt werden. Hier sowohl, als zu Surate, muß eine große Menge Salz in der Erde seyn, weil der Kalk an den Mauern nahe bey der Erde bald abgefressen wird.

Außer der Statue eines weißen Elephanten, die man auf Räder gesetzet hatte, vermuthlich um sie bey Processionen herumführen zu können, sahe ich noch zween andere Wagen, welche bey ähnlichen Gelegenheiten Götzen zu tragen bestimmt zu seyn schienen. Die Räder waren aus einem einzigen Stück Holze gemacht; sie hatten drey Fuß im Durchschnitte, und waren nach Proportion dicke.

Die Einwohner von Mangalor sind Heiden; sie kleiden sich wie die zu Surate, nur daß die rothstreifigen Cattune hier gewöhnlicher sind, und daß sie hier barfuß gehen, oder hölzerne Sandale tragen. Wenn sie reiten, so stellen sie nur die große Zehe in den Steigbügel.

Der Baum Benyane (ficus indica) ist sehr gemein daselbst, und wächst sehr hoch. Es sind große Wälder um Mangalor; allein, man sagte mir, daß ich darinnen umkommen würde, wenn ich hineingienge, weil sich eine große Anzahl Tiger darinnen aufhalten.

Ich hatte nur zwölf Stunden am Lande zu bleiben Erlaubniß. Den 17ten März verließen wir diesen Ort; und da zu Cananor für uns nichts zu thun war, so giengen wir den folgenden Tag nach Mahe, wo wir den 19ten ankamen.

Diese Stadt oder Pflanzung gehört der Französischen Compagnie; sie liegt nicht weit vom Ufer, und die Mündung des Flusses ist mit einer langen Reihe von Felsen dermaßen bedeckt, daß ein Fremder auch nicht mit einem einzigen Fahrzeuge durchkommen kann. Einige aufgeführte Mauern, die einen Wall unterstützen, dienen zur Befestigung; und dieses will in diesem Lande schon viel sagen. Auf eines von den Forts hatte man Klötzer gestellet, die man von weiten für Menschen hielt. Ich habe vergessen mich zu erkundigen, wozu sie dieneten; allein, es schien mir, daß man sie dahin gesetzet hätte, um den leeren Platz auszufüllen, wenn die Besatzung zu Felde zieht. Diese Erfindung könnte in gewissen Fällen eben so nützlich seyn, als Stücken Holz, statt der Canonen hinzustellen. Ich hatte zwar schon sagen hören, daß man hölzerne Köpfe zu Vorposten ausstellete, ich wuste aber nicht, daß sie auch bey

Belagerungen ein Blendwerk zu machen dienen könnten.

Die Sonne war hier gerade über uns. Der Donner machte ein schreckliches Geräusche, und die Hitze war so unerträglich, daß die Eingebohrnen gegen Mittag in ihren Häusern blieben. Der Gift der Schlangen und der andern giftigen Thiere, ist während der Hitze wirksamer, als in der Kälte. Die Franzosen widerriethen es mir, ins Holz zu gehen, und ich hätte auch nicht viel nützliches darinnen vornehmen können; denn wenn man den Hortus malabaricus ganz erklären und vollständig machen wollte, so müste man die portugiesischen und malabarischen Namen verstehen, welche der Baron Rheede vermenget hat, und man müste sich durchaus in der Regenzeit hier befinden, weil der malabarische Boden außerdem so trocken und hart ist, daß er weder Blumen noch Früchte hervorbringen kann. Die Regenzeit ist jedoch für die Schiffe, wegen der Orkane sehr gefährlich.

Bey einer so brennenden Hitze ist es unmöglich, Pflanzen zu untersuchen, wenn man nicht alle ihre Kennzeichen auswendig weis; denn wenn man sie nur einige Augenblicke in der Hand hält, so verwelken sie, und sind nicht mehr geschickt, aufs Papier geleget zu werden.

An einem Orte sahe ich den dicken Bambus wachsen; seine Höhe belief sich kaum auf vier

Klaftern: der Stamm, der nur ungefähr drey Zoll dicke ist, ist bloß, und hat am Ende Blätter, wie Finger. Seine zahlreichen Aehren, die in der Mitte des Stammes aus ihren Hülsen hervorwuchsen, waren wie Knospen. Die andern Gattungen des Bambus wurden sechs bis sieben Klaftern hoch: sie sind aber nur einen Zoll dicke, und ihre Blätter sind sammetartig. Ich hatte hier Gelegenheit, einen Elephanten zu bewundern; sein Herr hatte ihn vermiethet, um für ein gewisses Tagelohn zu arbeiten. Seine Beschäftigung bestund darinne, daß er Zimmerholz aus dem Wasser zog, welches er unter der Aufsicht eines kleinen Knaben sehr geschickt verrichtete, und nachgehends die Breter eben so ordentlich auf einander legte, als es ein Mensch hätte thun können.

Wenn alle malabarische Ochsen so beschaffen sind, wie die, welche man uns hier verkaufte, so darf man sich nicht wundern, daß die Gentiven eben nicht lüstern nach ihrem Fleische sind. Man dürfte nur eine Beschreibung davon machen, um den Hungrigsten die Lust dazu zu benehmen. Wenn dieser Fehler von einer Raserey herkömmt, so ist die Ursache, oder aber die Wirkung, viel stärker, als bey uns: vielleicht trug dieses Fleisch etwas bey, daß unsere Equipage viel von Blutschwären auszustehen hatte.

Die Weiber der Gentiven zu Mahe sind nichts weniger als appetitlich, ob sie gleich, die Hüften ausgenommen, ganz nackend gehen.

Zu Mahe bekam ich das seltene Insect, das zwischen der Brust und dem Bauche eine lange Flechse hat; es befindet sich unter der kleinen Sammlung, die ich nach Schweden geschickt habe.

Ob ich schon nicht geneigt bin, die europäischen Nationen in Ansehung ihres Betragens gegen einander in Indien zu schildern: so darf ich doch nicht vergessen, daß uns die Franzosen überall sehr höflich begegneten. Sie nenneten uns jederzeit ihre großen Bundesgenossen, und ihre Gefälligkeit gieng so weit, daß sie uns erlaubeten, einen von unsern Todten neben ihre Kirche zu begraben.

Zu Mahe hat man Goldstücken, die man Pagoden nennet. Eine Pagode gilt vier Rupien. Eine Rupie, die von Silber ist, gilt fünf Fano. Der Tar ist von Kupfer, und ist in seinem Werthe verschieden.

Die Schaluppen, deren man sich hier und zu Mangalor bedienet, haben einen platten Boden; gegen die Enden sind sie spitzig, und man muß das Gleichgewicht wohl zu halten wissen, wenn sie nicht umfallen sollen. Man hat mich versichert, daß die malabarischen Ruderer zu Mahe mit ihrem Kopfe bezahlen müsten, wenn ein Europäer durch ihre Schuld im Wasser umkäme.

Nachdem wir uns mit den nöthigen Dingen versehen hatten, so giengen wir den 21sten April

unter Segel, und es begegnete uns nichts sonderbares, außer daß wir den 23sten April zwey Segel verloren. Diesem Uebel half man gar bald wieder ab, wir kamen aber bey dieser Gelegenheit um vier Schiffsjungen. Wir setzten hierauf unsere Fahrt nach Queda, in der Meerenge von Malacca glücklich fort, und warfen daselbst den 13ten May 1751 die Anker.

Das Land ist bis in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer sehr niedrig. Unter den Bäumen befand sich daselbst der Tamarindenbaum, der Papaye, Glycine und Abrus. Die Malais bedienen sich der Körner dieses letzten Baums, um sie in die Ringe setzen zu lassen, weil es ihnen an Steinen fehlt. Es ist bey den Völkern in Asien nicht Mode, ganz glatte goldene Ringe zu tragen. Ich sahe noch einen andern Baum, dem ich mich aber nicht genug nähern konnte: so viel bemerkete ich jedoch, daß er von oben herunter gegen die Erde andere Aeste trieb, als seine gewöhnlichen Aeste waren. Die Engländer nennen ihn in Amerika Mangroves.

Bey der Mündung eines stillen Flusses war ein Fort, das noch nicht ganz fertig war. Der Ingenieur schien kein Schüler des Vauban zu seyn. Die Seiten waren mit den Courtinen parallel, und die Mauer war so schwach, daß ein halb Duzend sechspfündige Kugeln Breche gemacht haben würden. Inwendig hatte man Häuser gebauet, deren Dächer statt der Batterien dieneten.

neten. Die Canonen waren meistentheils von einem englischen Schiffe genommen, welches glücklicher Weise so nahe am Ufer gestrandet war, daß man diese schwere Waare ans Land bringen konnte. So verächtlich auch dieses Fort den Augen der Europäer schien, so ist es doch hinreichend, bey den Nachbarn Furcht zu erwecken, und wenn es auch nur durch sein europäisches Ansehen geschähe. Zu Queda sahe ich einige Gefangene, deren Hals und Hände mit Weidengerten an einen Pfahl gebunden waren. Sie hatten falsche Münze gemacht, und hatten einen ganz gewissen Tod zu erwarten; dem ungeachtet ließen sie nicht das geringste Zeichen einer Furcht von sich blicken.

Die meisten Häuser sind wegen der Fluth vier Fuß über der Erde auf Pfähle gebauet. Die Vorderseiten und die Boden sind oft von gespaltenem Bambusholze.

Der Bassa **Machmud Hussein**, welcher Herr von Queda war, ist dem König von Siam zinnsbar. Es lag ihm sehr am Herzen, die Handlung in seinem Lande blühend zu machen. Er war, so wie alle Malais, ein Mahometaner; er duldete aber die Heiden und Christen. Der Wittwe eines Franzosen gab er nicht die Erlaubniß fortzugehen, sondern machte, daß sie einen chinesischen Christen heurathete, damit die Europäer, die zu ihm kämen, und die er an sich ziehen wollte, wohl bewirthet werden möchten. Eben diese Vorsorge für die Europäer machte, daß wir

nicht so viel Zinn bekommen konnten, als wir verlangten, weil er auch etwas für die Schiffe aufheben wollte, die nach uns kommen würden.

Man kann zu Queda Ochsen, Büffel, und junge Hühner sehr wohlfeil haben. Die Hölzer sind mit Tigern angefüllet. Man sagt, daß sie die Menschen nicht anfallen: wenn sie aber von den Häusern Hunde forttragen, so darf man sich nicht zu weit wagen. Es giebt hier Meerkatzen im Ueberflusse; einige sind groß und haben sehr lange Schwänze, graues Haar, einen weißen Bart, und eine sehr schwarze Haut. Andere Meerkatzen von einer kleinern Gattung haben kurze und gekrümmte Schwänze. Ich sahe auch einen Papagey, (Psittacus galgulus) der nicht größer als ein Stieglitz war. Seine Federn waren dunkelgrün auf dem Rücken, und hellegrün auf dem Bauche. Das Ende des Schwanzes und die Kehle sind roth, und der Schnabel schwarz. Einige hatten ein schwarzes Fleck auf dem Kopfe. Wenn sie schlafen, so hängen sie sich in dem Bauer so an, daß der Kopf herunterhängt. Wir sahen auch die Vogelnester, die in der Schwebe hängen: sie sind sehr künstlich zusammengewebet; die Vögel aber sahen wir nicht. Wenn diese Nester nicht auf diese Art gebauet wären, so würden ihnen die Meerkatzen großen Schaden thun; allein, ehe sie an die Oeffnung kommen können, so geht der niedrigste und schwächste Theil entzwey, und die Katze fällt auf die Erde, ohne daß sie den jungen

gen

gen Vögeln Schaden thun kann. In der See findet man verschiedene Gattungen von Krabben, und eine große Menge Fische von verschiedenen Arten. Man findet hier eine Art von Krebsen (Cancer arenarius) deren Augen sehr weit hervorstechen, und wie Katzenaugen glänzen. Sie haben ganz sonderbare Füße, und ich habe einen von diesen Krebsen nach Schweden geschickt. In dem Flusse und bey seiner Mündung findet man große Haufen Austern; auch giebt es Crocodille zu hunderten. Wenn die Fluth die Canäle anfüllet, welche die Natur in diesem niedrigen Lande gemacht hat, so folgen die Crocodille dem Wasser sehr weit in die Hölzer: wenn man daher in diesem Gewässer ein großes Geräusche höret, so ist es rathsam, sich sogleich fortzumachen.

Das Land des Fürsten von Queda bringt, wie man weis, kein Zinn hervor; es hat aber ein ausschließendes Recht auf das Zinn. Wie man sagt, so soll man es an dem Orte, wo es herkömmt, nicht aus den Bergwerken bekommen, sondern es blos mit dem Sande aus der Erde graben. Man schätzet es höher, als das englische, wenigstens ziehen es die Chineser diesem vor.

Die Münzen in Queda sind meistentheils Rupien. Eine Rupie gilt drey Coupang; und ein Coupang vier Condariens. Alle diese Stücke sind von Silber.

Den 27sten May waren wir wieder im Stande unter Segel zu gehen. Vor Salingor hielt

uns der Wind vom 30sten May bis zum 2ten Junius auf; nachgehends segelten wir durch die zahlreichen und angenehmen Inseln della Sonda.

Erst zu Anfange des Monats Julius sahen wir die Küsten von China. Wir giengen vor Macao vorbey, wo wir von den Zollbedienten visitiret wurden, die sich in dem Fort aufhalten, das an dem engen Eingange von Bocca-Tigris ist, und den 7ten Julius warfen wir bey Wampo den Anker.

Wenn man zum erstenmale nach China kömmt, so glaubt man in eine neue Welt zu kommen, denn alles ist von dem unterschieden, was man in den andern Ländern gesehen hat. Nur die Aehnlichkeit des Clima mit dem Clima anderer Gegenden, macht, daß man daselbst einige ähnliche Producte siehet.

Die Erdzungen und das Ufer sind weit in das Meer hinein mit Fischern und Werkzeugen zum Fischfange bedeckt, welches so gleich zeiget, wie sehr das Land bevölkert seyn muß. Gleichwohl sind die blosen und unbewohnten Insuln, die man in diesen Gegenden siehet, nicht im Stande diese Gedanken zu erwecken: wenn man aber weiter gehet, so zeigen die Ebenen und Thäler gar bald von der Anzahl und dem Fleiße der Einwohner. Die niedrigsten Felder gebraucht man zum Reiße, weil er viel Wasser erfordert: und die Fluth verschaffet ihnen genug. Diese Felder sind von so

großen

großen Canälen durchschnitten, daß man währender Fluth mit kleinen Canots dahin gehen kann. Man säet und erntet den Reis zweymal im Jahre. Wenn er anfängt zu wachsen, so zieht man ihn aus der Erde, und pflanzet ihn in schlänglichten Linien, damit das Wasser die Wurzel desto besser befeuchten kann. Diejenigen, deren Felder nicht so gut liegen, daß sie die Fluth benetzet, die müssen das Wasser hintragen oder hinführen, oder aber es mit den Maschinen hinziehen, wovon Herr Willhelm Chambres eine Zeichnung nach Schweden geschicket hat.

Die hohen Oerter lassen sie nicht ungebauet liegen. Es giebt Berge, die sehr hoch sind; gleichwohl sind sie in Terrassen abgetheilet, und man pflanzet daselbst Convulvulus Batatas, Dioscorea, Gossypium, Zuckerrohr und viele andere Pflanzen, nach Beschaffenheit der Jahreszeit und des Bodens. Wenn es regnet, so sammlet man das Wasser, und führet es von einer Terrasse zur andern. Regnet es zu viel, so öffnet man das Wasserbehältniß, um das Wasser ablaufen zu lassen. Man siehet wohl, daß sich die Chineser des Mistes bedienen, weil sie ihn sorgfältig zu Canton sammlen, und weil man täglich Fahrzeuge oder Sampanen vorbey gehen siehet, die damit angefüllet sind. Gemeiniglich brauchen sie jedoch die Wurzeln vom Reise, um die Felder zu düngen.

Wo

Wo es nicht möglich ist Felder oder Pflanzungen zu machen, da setzen sie Bäume hin, wenn der Boden nicht zu hoch und zu trocken ist. Die steilen Hügel oder unfruchtbaren Oerter dienen ihnen zu Gottesäckern; Oerter, welche sie sich nicht umzuarbeiten getrauen. Die Ehre, welche die Kinder ihren Eltern auch nach ihrem Tode erweisen, kann man für eine Folge des unendlichen Gehorsams ansehen, den die Kinder gegen sie bey ihrem Leben haben müssen.

Vermuthlich dienet dieser Gehorsam sie zu der großen Unterthänigkeit zu bereiten, die sie gegen die Regierung haben, und ohne welchen es ganz unmöglich wäre eine so große Menge im Zaume zu halten. Ueber die Gräber bauen sie gemeiniglich kleine Hütten von Stein; sie sind in der Gestalt eines halben Cirkels und mit einer kleinen Niche versehen, um das Rauchfaß hineinzusetzen. Ich habe nur ein einziges Grab gesehen, das mehr in die Augen fiel, als die, wovon ich rede. Es war auf der mitternächtlichen Seite der Stadt und mit zween runden Schwibbögen bedeckt, aber ohne Eingang.

Auf gewissen hohen Hügeln sind Thürme. Diese Thürme haben acht Seiten, neun Stockwerke und Fenster auf den Seiten. Oben gehen sie spitzig zu. In Kriegszeiten stellt man, wie man sagt, Schildwachten darauf; auch sind sie in einer solchen Weite von einander errichtet, daß sie einander ganz bequem Zeichen geben können. In

den

den Dörfern sahe ich auch Thürme, sie waren aber kleiner, und hatten nur drey Stockwerk und vier Seiten. Die Chineser sagten, daß es Pagoden wären.

Eine der vornehmsten Sachen, die man da zu thun hat, ist, daß man sich eine Bankshall geben läßt. Dieses ist ein großes Haus, das auf einem darzu angewiesenen Orte von Bambus und Matten gebauet wird. Man legt die Waaren, und alles, was nicht unumgänglich am Bord nöthig ist hinein, oder was Beschwerlichkeit verursachen könnte, wenn man das Schiff wäscht, kalfatert oder beladet. Die Holländer sagen, daß sie keine unnützen Kosten anwenden wollen, um eine Bankshall zu bauen; andere hingegen behaupten, daß ihnen die Chineser keine Erlaubniß dazu geben. Wenn man so lange auf dem Meere gewesen ist, als wir, so hat man große Lust ans Land zu gehen. Die französische Insel, wo die Franzosen ihre Bankshall haben, ist fast die einzige, wo wir einige Freyheit genossen, und wo wir auch unsere Toden zu begraben pflegen. Man muß sich jedoch nicht zu weit wagen, besonders wenn man alleine ist, weil man Gefahr läuft, ganz nackend ausgezogen zu werden. Die Einwohner sehen hier immer aus, wie Leute, denen es nicht an Vorwande fehlet, einem Fremden Gewalt anzuthun, wenn sie ihn zu übermannen glauben.

Auf

Auf dem Wege von der Rhede bis nach Canton, der anderthalbe schwedische Meile beträgt, musten wir uns drey oder viermal visitiren lassen. Der Zollbediente, der jederzeit in seinem Fahrzeuge bey dem Schiffe ist, giebt eine Liste von dem, was man bey sich hat, und wenn man etwas anders bey sich führet, das nicht auf der Liste stehet, das wird nach den Gesetzen confisciret. Man muß unterwegens an drey Zollhäusern anhalten, wenn man nicht in einer Schaluppe mit einer Flagge fähret.

Bey dem Eingange des Flusses siehet man auf beyden Seiten Reisfelder. So wie man weiter fortkömmt, so siehet man kleine und große Schiffe, wovon einige den Fluß hinauf, andere hinunterfahren, oder auch stille liegen. Bey der Stadt ist kaum Platz für die Schiffe. Man macht sie vorn und hinten fest, und stellet sie so, daß sie so zu sagen in die Länge und in die Queere Gassen formiren. Die Seeleute oder Fischer sind es nicht alleine, welche ihr Leben hier auf dem Wasser zubringen; auch eine große Menge Fuhrleute findet man daselbst, welche zu einer gesetzten Zeit ankommen und wieder fortgehen. Ueberdieses giebt es viel Ruderknechte; die übrigen sind Handwerksleute oder kleine Krämer. Sie haben Weiber und Kinder, Schweine und Hühner, nebst ihrem ganzen Hausgeräthe auf dem Schiffe, so daß sie nicht ans Land zu gehen brauchen. Die Regierung hat auch Leute bestellet,

welche

welche über dieses Volk die Aufsicht haben. Von der Stadt Canton selbst kann ich nichts sagen, außer daß die Zeichnung, welche der Admiral Anson in seiner Reise um die Welt davon gegeben hat, nicht richtig ist. Sie ist mit einer geraden, runden und ziemlich hohen Mauer umgeben; diese Mauer hat oben Schießscharten nahe neben einander. In dem Flusse sind drey kleine Inseln, worauf Forts stehen, die auf eben die Art gebauet sind; doch hat man noch eine Katze hinzugefüget, die zwey Stockwerk hoch ist. Die Festungswerke inwendig und auswendig können davon beschossen werden, und im Fall der Noth kann sie auch zu einer Retirade dienen. Die übrigen Forts, die man längst dem Ufer auf Hügeln errichtet hat, sind in eben dem Geschmacke gebauet. Eine solche Festung könnte sich schon einige Zeit halten, wenn sie von guten Officiers und tapfern Soldaten vertheidiget würde; allein, wenn der Chineser noch einen Ort weis, wo er sich retten kann, so glaube ich nicht, daß er bey den Vorposten Heldenthaten zu thun in Versuchung gerathe.

Die Vorstadt, in welcher die Europäer ihre Factoreyen haben, ist mit vielen Canälen durchschnitten, und die Häuser stehen sehr dichte beysammen. Man hat sogar auf Pallisaden sehrweit in das Wasser hinein Häuser gebauet. Die Gemächer sind sehr raumlich, daher die Höfe schmal und lang sind.

Die

Die Gossen führen sie unter der Erde hin; dieses verderbet aber nach und nach den Grund. Die Treppen haben eben den Fehler, wie die zu Surate; sie sind schmal, und die Stufen hoch. Wenn durch die Thüren und Kapplöcher nicht genug Licht in die Zimmer fällt, so machen sie Fenster von Perlenmutter. Wenn man daher den Dom zu Goa bloß deswegen für ein Wunder ausgeben will, weil er perlenmutterne Fenster hat, so thut man sehr unrecht. Die Mauern sind mit sehr feinen weißen oder farbichtem Papiere tapezieret. Man sieht auch chinesische oder europäische Gemälde daselbst. Die Chineser haben eben sowohl als wir Gemälde mit Aufschriften oder Sentenzen. Fast alle Zimmer haben einen kleinen Garten mit einem Blumenbeete, einen Ort, um Blumentöpfe hinzusetzen, einen andern zu Muschelwerke, und einen Hälter, um Goldfische hineinzuthun.

Ihre Säulen dienen bloß die Sparren zu halten. So viel ich vermuthe, so hat Herr Chambres die Proportionen gemessen, und Zeichnungen davon nach Schweden geschicket. Ich sahe auch einen Triumphbogen, und es kam mir vor, als wenn man dem mittelsten Thore zwey Drittel von der Höhe gegeben hätte; die Seitenthore hatten eben die Verhältnisse. Das gemeine Volk hinderte mich, das Maas genauer davon aufzunehmen.

In den Gärten der Chineser sieht man weder künstlich geschnittene Bäume noch Hecken, welche Alleen formiren, noch Blumenbeete. Alles ist darinnen in einer angenehmen Unordnung. Statt der Grotten machen sie Haufen von einem porösen Steine, welche Bergen und Felsen ähnlich sehen. Dieser wilde Geschmack in den Gärten erstrecket sich bis auf die Blumenbeete und Blumentöpfe, die sie in den Häusern haben.

Eine der vornehmsten Pagoden ist in der Vorstadt in einem sehr dicken Holze; äußerlich ist sie, wie die andern Pagoden, sie ist aber höher und größer. Man sagte mir, sie habe ehemals den Jesuiten gehöret. Die Architectur ist gänzlich in einem etwas verbesserten chinesischen Geschmacke. In der ersten und niedrigsten Abtheilung, oder in dem Eingange, waren vier riesenförmige Statuen, von weißer, schwarzbrauner und rother Farbe, in einer drohenden Stellung. Dieses scheint mir nicht von den Chinesern herzukommen. Denn wenn man auch annimmt, daß die Chineser wüßten, von was für einer Farbe die Amerikaner sind, woran ich doch sehr zweifle: so würden sie sich gewiß, mit Ausschließung aller andern, die Ehre zugeeignet haben, die Trabanten Gottes zu seyn. Diese Statuen haben auch größere Augen, als der Chineser ihre sind. Vermuthlich hatten sie die Jesuiten dahin setzen lassen, um die Allgemeinheit der römischen Kirche anzuzeigen. Hinter der Pagode ist ein Hof, dessen Seiten mit

niedrigen Gebäuden umgeben sind. Vor derselben steht ein ziemlich großes und hohes Haus, das davon abgesondert ist, so wie man auch bey den andern Pagoden welche siehet. Um das Gebäude herum gehet eine Treppe, so wie es in dem mittägigen Europa gewöhnlich ist. Diese Treppe führet an die Thür. Da es nicht erlaubt ist, hineinzugehen, so will ich dem Leser ungewisse Muthmaßungen über Bilder ersparen, die man in einem so finstern Zimmer nicht wohl unterscheiden kann: Wenn man etwas weiter gehet, so kömmt man in einen andern Hof, der durch einen Canal abgeschnitten ist. Auf der andern Seite des Wassers ist noch eine Pagode, die zwey Stock hoch ist. Unten sieht man einen dicken und halb nackenden Götzen, auf einem Altare oder Sopha sitzen. Dieser Gott scheint recht herzlich zu lachen; er sitzet auf einem Beine, und das andere hält er in die Höhe: kurz, er ist in einer ganz unanständigen Stellung. Vor ihm steht ein eiserner Altar, worauf man wohlriechendes Holz brennet. In dem zweyten Stocke ist die Statue einer Frau; sie sitzt mit kreutzweis über einander gelegten Füßen; sie schlägt die Augen nieder, und lächelt sehr sittsam. Diese beyden Statuen sind größer als die gewöhnliche Menschengestalt, und ganz vergoldet. Vor der Stadt bey dem Eingange einer Pagode, die auf einem Berge ist, sieht man zwo Statuen, die zwey weiße Pferde vorstellen. In dem Eingange steht eine kleine Statue, die eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme vorstellet. In

dem innern Theile ist eine größere Statue, welche einen Mann mit einem langen Barte auf chinesische Art vorstellet. Er sitzet auf einem Stuhle, und hat vier andere Statuen vor sich. In allen Häusern und in allen Schiffen und Sampanen, ist eine kleine Capelle, worinne die Chineser Weihrauch brennen, und wo sie Orangen hinlegen. Bisweilen ist die ganze Capelle blos mit einem gemalten Papiere gezieret, das oft zerrissen ist, nebst einem kleinen irdenen Gefäße, um den Weihrauch darinnen zu brennen.

Wenn man einen Chineser nach dem Namen eines Götzen fragt, so antwortet er in einem schlechten Portugiesisch: Grande Yosſ, anstatt zu sagen Grand Dios. Ich habe die ungeheuern Götzen nicht gesehen, von denen Pintos redet. Die Bonzen, welche die Priester der Pagoden sind, tragen graue Kleider, die bis auf die Füße gehen, mit weiten Ermeln. Der Kopf und der Bart sind geschoren, und ihre Mützen sind schwarz und rund. Bey dem Flusse ist eine große Pagode, zu welcher beynahe hundert Bonzen gehören. Diese Bonzen haben so viel Feld, daß sie nicht nur den Reis und die Früchte selbst bauen, welche sie brauchen, sondern auch noch Vieh halten können. Wie man sagt, so essen sie es nicht, sondern füttern es blos, bis es stirbt. Sie haben alle nöthige Handwerker unter sich, daher sie niemanden beschwerlich fallen. Die Chineser halten oft Processionen mit Bildern und Masken; übrigens aber bekümmern sie sich sehr wenig um ihre Götter und Tempel.

Die Chineser sind in der Leibesgestalt sehr verterschieden; sehr große aber sieht man nicht. Die Männer haben eine gilblichte Haut, der vornehmen Weiber ihre ist weiß, und die gemeinen sind von der Sonne verbrannt. Die Stirn und das Kinn der Chineser stehet weit hervor; und die meisten können die Augen nicht recht aufmachen. Die Gewohnheit, die Kinder auf dem Rücken zu tragen, welches macht, daß die Kinder den Kopf neigen, soll, wie man sagt, die Ursache seyn, daß sie, wenn sie groß sind, so zu sagen, geschwollene Augenlieder haben; ihr Augapfel aber ist wie der unsrige. Die Nase ist etwas platt.

Man schneidet erstlich den Kindern die Haare ganz ab, damit sie desto besser wachsen: nachgehends aber läßt man ihnen zwo oder drey Locken. Die Mannspersonen müssen sich die Haare abschneiden, bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, den sie flechten. Ihre Neigung, viel Haare zu haben, muß stark abgenommen haben, denn ich habe zu Queda zween Chineser, die niemals wieder nach China zu gehen dachten, mit geschornen Köpfen gesehen, da hingegen ihr Nachbar, der auch ein Chineser war, seine Haare nach der alten chinesischen Art geknüpfet hatte. Sie haben keinen starken Bart, weil sie ihn vielleicht nur dünne tragen wollen. Die Damen knüpfen ihre Haare auf dem Wirbel, und bedienen sich vieler falscher Haare, um ihre Zöpfe zu vermehren. Sie stecken so viel Edelsteine und kostbare Nadeln

hinein,

hinein, als es ihre Umstände erlauben. Sie bemühen sich sehr sorgfältig, glatte und glänzende Haare zu haben, und dieses ist vielleicht die Ursache, daß ihre Haare ausfallen, wenn sie alt werden. Beyde Geschlechter lassen die Nägel so lang wachsen, als sie können, wenn sie nicht dadurch an ihren Geschäften gehindert werden.

Man sieht in den Straßen viel Blinde, und dieses sind die einzigen Bettler, welche einem beschwerlich fallen. Diese Krankheit kömmt vielleicht, ohne dabey auf andere Ursachen zu sehen, die etwas dazu beytragen können, größtentheils von ihren Ausschweifungen in der Wollust her. Die Allmosen, welche die Chineser den Blinden geben, bestehen in einem Löffel voll Reis. Die gewöhnlichste Krankheit hier ist die Frucht ihrer Geilheit. Ein glaubwürdiger Chineser versicherte mich, daß sie diese Krankheit in Zeit von hundert Tagen per τεκνοφαγίαν alternis diebus jejunio heileten. Ich kann für die Wahrheit dieses Vorgebens nicht stehen, so viel weis ich aber, daß man hier von diesem Gerichte eine hinlängliche Portion bekommen kann. Ein Chineser nimmt lieber für seine Kinder Geld, als daß er sie für nichts ins Wasser wirft. Ich zweifle nicht mehr, daß sie ihre Kinder ins Wasser werfen, da ich viele auf dem Flusse habe schwimmen sehen: allein, ich weis nicht, ob es mit oder ohne Einwilligung der Regierung geschieht.

Ihre Kleidung ist weit und lang; gemeiniglich ist sie von Gaze oder einem andern leichtem Zeuge gemacht. Ihre Stiefeln sind von einem starken gestickten seidenen Zeuge gemacht; sie sind ohne Absätze, und haben starke Sohlen. In dieser Provinz bedeckt man den Kopf mit einem Hute, der von Rohr geflochten, und mit Flore gefüttert ist. Er hat die Gestalt eines Kegels. Auf der Spitze des Hutes ist ein Busch von rothen Haaren, der ihn auf allen Seiten bedecket, und auf dem Busche ist ein Knopf, der den Rang der Personen anzeiget. Im Winter bedienet man sich einer Mütze, die von Sammet oder schwarzem Atlasse gemacht ist. Sie hat einen kleinen Rand, worüber ein Büschel rothe Seide ist. Man trägt alsdenn wärmere Kleider. Die gemeinen Leute tragen Kleider von einem schlechtern Zeuge, Strümpfe von Nankin, Schuhe von eben dem Zeuge ohne Schnallen, und gehen gemeiniglich im bloßen Kopfe. Die Aermsten tragen Unterhosen, und weiter nichts. Die Weiber gehen ebenfalls mit bloßem Kopfe; ihre Kleider liegen etwas dichter an dem Leibe, als der Männer ihre; den Gebrauch der Schnürleiber kennen sie nicht. Es war damals ein Engländer zu Canton, der seine Frau bey sich hatte; allein, die Chineser fanden zwischen der dicken Kleidung, welche diese Frau unten hatte, und der wenigen Stärke oben, kein Verhältniß.

Die

Die Schuhe der Weiber sind spitzig, und haben sehr gerade Absätze. Sie gehen darauf, wie auf Stelzen, wenn sie von einem Orte zum andern gehen wollen, weil sie durch das Drücken der Füße alle Kraft verloren haben. Die armen Weiber tragen nur einen kurzen Rock über den Unterhosen. Jedermann weis, daß die chinesische Sprache schwer zu lernen ist: allein, man kann sich gar nicht vorstellen, wie schwer sie ist, als bis man sie reden höret. Ihre zahlreichen Accente machen eine große Schwierigkeit. Sie stoßen ein Wort heftig heraus, als wenn sie sich zankten, und ziehen das andere so langsam, als wenn ihnen die Zunge an den Gaumen geleimet wäre. Ein jedes Werkzeug kann ihre starken Aspirationen nicht aussprechen; und sie aspiriren auch sogar die Worte, die sich mit einem Mitlauter anfangen. Die Chineser lernen die europäischen Sprachen sehr leicht, nur das D und das R können sie nicht aussprechen: wenn sie daher Doctor und Padri sagen sollen, so sagen sie Locta und Pali. Bisweilen lernen sie das D aussprechen, das R aber ist ihnen zu schwer. Mit den Schweden reden sie gemeiniglich ein verderbtes Englisch, außerdem aber können sie auch etwas Portugiesisch, Französisch und Holländisch; und einige sprechen auch ein wenig Schwedisch.

Man fragte einen Kaufmann: Have you any stokings? worauf er no habb antwortete. Man wies hierauf auf ein Paar Strümpfe und fragte:

 what

what is that? und er antwortete: Telumbo, Telumbo. Wenn ein Einwohner von Canton groß oder klein sagen will, so sagt er nicht great und small, sondern grande oder galande und pequenini, u. s. w.

Von ihren Neigungen und ihrem Charakter haben wir bereits geredet: allein, ich wundere mich, daß die Missionarien, die ihrer herrschenden Laster, ihrer Gierigkeit, ihres Geizes, und ihrer mehr oder weniger feinen Art zu stehlen erwähnen, sehr wenig von ihren wollüstigen Ausschweifungen sagen. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß sie nicht sollten davon unterrichtet gewesen seyn. Wenn man nur einige Zeit in China gewesen ist, so begreift man den Sinn einiger Stellen in den lateinischen Poeten, welche in einer unflätigen Schreibart geschrieben haben. Es trägt sich hier oft zu, daß der Vater der Liebhaber seines Sohnes ist. Gleichwohl kann das Clima die Chineser nicht zu diesen wollüstigen Ausschweifungen verleiten, welches das Beyspiel der so keuschen Malabaren und Perser beweiset; und diese wohnen jedoch mit den so wollüstigen Mauren unter einerley Himmel, und das Clima ist heißer, als in Italien.

Sie haben keinen Muth, als beym Stehlen; dabey machen sie sich kein Bedenken, sich der Bastonnade und der Lebensgefahr auszusetzen. Sie sind verrätherisch und rachgierig, wie alle niederträchtige Seelen. Vergebens würde man bey

dem

dem großen Haufen der Chineser Erkenntlichkeit, ohne Absicht, Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, und alle großmüthige Eigenschaften suchen: wenn daher Rochefoucault unter diesem Volke wäre gebohren und erzogen worden, so würde er vermuthlich geläugnet haben, daß es eine Tugend gebe. Dem ungeachtet sind die Chineser sehr höflich, und sie sind verbunden, es zu seyn, weil im Reiche ein großer Rath ist, der für die Ceremonien des Privatlebens Sorge tragen muß. Sie grüßen einander auf folgende Art: sie machen die linke Hand zu, legen die rechte darauf, lassen alsdenn beyde Hände sinken, neigen sich, und heben die Hände wieder auf. Die, welche sich an die leichten Manieren der Europäer gewöhnet haben, bewegen nur die zugemachten Hände, indem sie dabey Kin Kin sagen. Wenn sie durch eine Thür gehen wollen, so machen sie einige Complimente, um den andern den Vorzug zu lassen. Bisweilen lassen sie sich nöthigen, um vorauszugehen, und sich niederzusetzen. Wenn man sie besucht, so geben sie einem Thee, Confect, oder auch europäischen oder capischen Wein, und zwar nach der Größe des Profits, den sie von einem durch die Handlung zu ziehen gedenken. Man kann frey in ihren Zimmern herumgehen: doch muß man ihren Weibern nicht zu nahe kommen, denn die Chineser sind eifersüchtig, so wie alle Nationen, bey denen die Polygamie eingeführet ist. Alles, was ich hier gesagt habe, geht blos die Kaufleute und Handwerksleute an, denn

die Gewohnheiten der Vornehmen kenne ich nicht, und man kann sich nicht auf das verlassen, was einem die gemeinen Leute davon sagen.

Die Einwohner von Canton scheinen zu tiefsinnigen Betrachtungen ungeschickt zu seyn; auch giebt es viele Europäer, die mit dem Herrn Loubere zugeben, daß man bey der Hitze keine Lust zum Studiren habe: desto mehr aber legen sie sich auf die Handlung. Sie sind unermüdet nach Gewinne: und da ihre Speculationen oft ausschweifend sind, so fallen viel Banquerotte bey ihnen vor. Jedermann will handeln, und wenn ein Arbeitsmann aufhört zu arbeiten, so läuft er noch des Abends in den Straßen herum, um Kleinigkeiten zu verkaufen. Sie sind sehr listig in den Rechnungen, im Maße und Gewichte, oder auch in der Qualität der Waare zu betrügen: nach Beschaffenheit der Umstände wissen sie auch den Werth ihrer Waaren zu vermehren. Nach der Ankunft der Schiffe der Emdenschen Compagnie, geht gemeiniglich in dem couranten Preise eine Veränderung vor. Sie sind jederzeit bereit zu tauschen und zu handeln: Geld aber geben sie nicht gern für etwas, außer für Dinge, die zur Wollust reizen, dergleichen ist das Gin Sens, eine Pflanze, die in Canada sehr gemein ist, und wovon man hier viel verkauft.

Es ist merkwürdig, daß sie alten Gemälden und alten Gefäßen von Porcellaine einen großen Werth beylegen. Ich fragte einst nach dem Preise

einer

einer kleinen schlechten Theekanne, die in Europa kaum etliche Kreuzer würde gegolten haben, und der Kaufmann forderte zehen Piaster dafür, indem er mir auf dem Boden ein Merkmal zeigete, dem zufolge er behauptete, daß diese Kanne vor vier tausend Jahren unter der Regierung eines gewissen Kaisers gemacht worden wäre. Vielleicht kömmt der Geschmack an Alterthümern daher, daß die Regierung sehr neugierig darnach ist. Man sieht viel Handwerksleute; sie sind fleißig, und verkaufen um einen sehr billigen Preis, wenn der Käufer nicht unerfahren ist. Ihre Werkstädte sind offen, folglich können die Vorübergehenden alles sehen, was darinne gemacht wird. Die Einwohner von Canton haben lieber Sachen, die ein Ansehen haben, und die sich leicht verkaufen lassen, als dauerhafte Waaren. Sie geben sie auch nicht vor die besten und feinsten aus; denn wenn sie ihre Waaren rühmen wollen, so sagen sie, daß sie von Nankin sind: sie sagen daher z. B. Seide von Nankin, Dinte von Nankin, Fächer von Nankin, und sogar Schinken von Nankin. Die Maler würden gut genug seyn, wenn sie wüßten, wo sie den Schatten hinbringen sollten. Man sieht sehr gute Stücken auf Papier und Glas gemalt; es giebt aber auch welche, die eine sehr schlechte Zeichnung haben. Meubeln von lackirtem Holze und emaillirtes Kupfer, hat man hier wohlfeiler, als an irgend einem Orte in der Welt. Von Bildhauern, die in Stein und Holz arbeiten, habe ich nicht reden

hören.

hören. Die von Thon gemachten Statuen sind sehr wohlfeil.

Die Tischler verfertigen fast alles, was man ihnen zeiget. Sie haben nur wenig Werkzeuge, und was sollten sie auch mit der Höbelbank machen, da ihnen der Fuß oft statt derselben dienet? Sie setzen alles meistentheils mit Leime zusammen.

Die Geschicklichkeit der Schmidte ist sehr eingeschränkt, wenn sie Ringe machen wollen, so schmieden sie sie nicht, sondern gießen sie.

Man findet hier viel Weber, und Leute, welche die Seide und die Baumwolle zubereiten. Auch giebt es Zinngießer, Goldschmidte, Maler, Leute, die zerbrochenes Porcellain wieder ganz machen, und viele andere Handwerker.

Die, welche die Leichdornen von den Füßen und die Nägel abschneiden, bedienen sich eines Werkzeugs, das wie ein kleines Drechseleisen aussieht. Ihre Barbier haben eine sehr leichte Hand zum Barbieren: wenn man es aber nicht gewohnt ist, so erschrickt man, wenn sie anfangen, einen bey der Nase zu ziehen, oder mit geballter Faust auf den Rücken zu schlagen. Ihre Aerzte scheinen viel Sorge für die Kranken zu tragen, denn sie bringen ganze Stunden zu, ihnen an den Puls zu fühlen: sie müssen aber auch nothwendig Marktschreyer vorstellen, wenn sie durch den Puls

zu

zu erfahren vorgeben, wie vielmal der Kranke zu Stuhle gewesen sey.

Die Chineser haben gemeiniglich triefigte Augen und ein schwaches Gesicht. Die Europäer sagen, daß der Reis Schuld daran sey, der ihre vornehmste Nahrung ist. Außer dem Reiße essen sie viel Speck und gesalzene Fische. Man schneidet den Speck und die Fische in kleine Stücken, und ißt sie mit dem Reiße zusammen. Zum Essen bedienen sie sich ein Paar kleiner Stäbgen. Vornehme Leute essen, Vogelnester, Hirschziemen, und andere dergleichen stärkende Leckereyen. Zwischen den Mahlzeiten trinken sie Thee, essen Confect, kauen Bethel, und rauchen Tobak, der fast eben so klein geschnitten ist, als der Schnupftobak. Beyde Geschlechter rauchen aus messingenen Pfeifen. Die Chineser lieben auch, so wie alle Morgenländer, das Opium, ob es ihnen gleich sehr hart verbothen ist.

Sie spielen gern mit Würfeln, ein gewisses Damenspiel, und mit Charten, die von Holze sind: jedoch haben sie nur mit gewissen Einschränkungen, die Erlaubniß zum Spielen. Ihre Taschenspieler besitzen eine ganz besondere Geschicklichkeit. Einer zeigte einmal ein Stück Holz, und nach einigen Gaukeleyen sahe man statt des Holzes eine Schlange und eine Schildkröte. Die Comödianten spielen in den Straßen auf einem Theater, das an zwey einander gegen überstehende Häuser angehänget ist, oder an andern Oertern,

wo

wo die Zuschauer Platz haben. Wenn sie ihre Stücken spielen, so machen sie in der That bisweilen grobe Fehler, z. E. wenn acht oder zehen Personen zwo Armeen vorstellen, oder wenn sie, um Anhöhen zu ersteigen, auf Stühle klettern. Uebrigens sind ihre Banden, die blos aus kleinen Jungen bestehen, sehr wohl geübet; denn sie spielen oft ganze Tage ununterbrochen fort, und verändern ihre Possen sehr oft, indem sie bald singen, bald declamiren, und alles dieses nach dem Tacte. Wenn sie ringen, so wissen sie einander nach dem genausten Tacte die Schläge zu geben, und sich niederzuwerfen. Die Leidenschaften wissen sie mit so viel Wahrheit auszudrücken, als wenn sie die Originale selbst wären. Ein junger Mensch sollte einen zärtlichen und argwöhnischen, zugleich aber auch seiner Frau unterthanen Ehemann vorstellen, und der andere sollte die Rolle einer Coquette und bösen Frau spielen, welche die Herrschaft, die sie über ihren Mann hat, zu gebrauchen weis, wenn es nöthig ist. Anfänglich mishandelte der Mann seine Frau: als aber Madam anfieng, zu seufzen und zu weinen, so daß ihr ganzer Körper zitterte, so erhielt der Mann erst alsdenn mit der größten Mühe Vergebung, nachdem er ihr vielmal zu Fuße gefallen, und sie darum gebeten hatte; auch schienen ihm die Vergleichungsartikel nichts weniger als vortheilhaft zu seyn. Die Instrumente, deren sie sich zu ihrem Spielen bedienen, sind zwey kleine Hölzer, die ungefähr sechs Zoll lang sind. Man legt sie

auf

auf den Daumen, und läßt sie nach dem Tacte klatschen, wie die Klappern. Ueberdieses haben sie kleine Trommeln, mehr oder weniger große Pauken, Congoongs oder runde kupferne Becken, Queerflöten, Zittern und Schallmayen, die von Metall gemacht sind, gerade Hörner, und noch ein Instrument, das ich nach Schweden geschickt habe. Es bestehet in einer hohlen Halbkugel, woran man dreyzehen oder funfzehen rechtstehende Röhren angebracht hat, welche vermittelst beweglicher Klappen die Luft bekommen, die man hineinbläßt. Wenn die Hirtenflöte des Pan mit vielen Röhren nicht auf diese Art gemacht gewesen ist, so begreiffe ich nicht, wie er zwey und dreyßig Stücken hat spielen können. Sie haben musikalische Stücken, die sie sehr hoch schätzen; allein, ihre Musik ist von der unsrigen ganz unterschieden; doch muß man ihnen diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß man, wenn fünf oder sechs Personen zusammen spielen, kaum gewahr wird, daß es mehr als eine ist. Uebrigens glaube ich, daß die chinesische Musik einem Italiener selbst unbegreiflich vorkommen würde, wenn er beym erstenmale, da er sie höret, davon urtheilen sollte.

Die chinesische Elle ist beynahe 14 und drey Fünftheil Zoll. Ich glaube nicht, daß sie Gemäße zu den Fässern haben, weil sie fast alles nach dem Gewichte verkaufen, auch sogar das Holz und das Wasser. Ein Pekul macht ungefähr

fähr 142 und ein halb Pfund schwedisches Gewicht. Hundert Catti machen einen Pekul. Mit diesen Gewichten wiegt man die schwere Waare. Gold und Silber wiegt man nach dem Tell, deren 16 einen Catti machen. Ein Tell hat 10 Mes; ein Mes hat 10 Candarins, und ein Candarin wiegt 10 Cas. Sie haben noch zehn andere Gewichte, die immer kleiner werden, und wovon das kleinste Soun genennet wird. Es scheint nur denen nützlich zu seyn, welche mit der Waage untersuchen wollen, ob die Materie ins unendliche theilbar ist. Sie haben nur eine einzige Kupfermünze, die in der Mitte ein viereckigt Loch hat, und ungefähr so viel gilt, als ein Cas an Silber. Uebrigens ist der Werth des Goldes gegen das Silber nach den Umständen verschieden. Ihr Simphoun oder ihre Rechentafel ist ein Holz, worauf sie die Producte durch Verbindungen von Kugeln zu finden wissen. Herr Loubere hat in seiner Beschreibung von Siam eine Zeichnung davon gegeben. Ich glaube, daß sie eben so beschaffen ist, wie die, deren sich die Russen vor nicht gar langer Zeit noch bedieneten. Die Zusammensetzung und das Abziehen verrichten sie mit diesem Instrumente geschwind genung; die andern Operationen der Rechenkunst aber sind ihnen beschwerlicher. Sie schreiben mit einem Pinsel, den sie zwischen dem Daumen und den beyden letzten Fingern senkrecht halten. Sie stützen sich nur mit der Hand auf den Tisch oder auf das Papier, und man sollte meynen, daß sie auf

diese

diese Art nicht geschwind schreiben könnten; allein, dieser Pinsel geht eben so hurtig, als die Feder des geübtesten Schreibers. Sie haben auch noch einen besondern Charakter, dessen sie sich in ihren eigenen Geschäften bedienen, wenn sie geschwind schreiben wollen.

Nur solche weise Maaßregeln, wie die Chineser haben, werden erfordert, um 900,000 Menschen, die in Canton wohnen, im Zaume zu halten. Die Gerechtigkeit wird geschwind ausgeübet, die Ungerechtigkeit aber auch. Es trägt sich jedoch auch von Zeit zu Zeit zu, daß sie unter allerhand Vorwande die Genugthuung aufschieben, welche die Europäer verlangen. Die Europäer vergeben nicht gerne ihre Rechte, und wenn sie sie nicht erhalten können, so sind die chinesischen Befehlshaber Schuld daran, weil sie oft ihre Rechnung dabey finden, die Ausübung der Gerechtigkeit aufzuhalten; wenn man sich aber bey ihren Vorgesetzten darüber beklaget, so stehen sie in Gefahr, in beträchtliche Geldstrafen verurtheilet zu werden. Alle Aemter, von den geringsten an bis zu den Stellen der Mandarine, werden so öffentlich gekaufet, daß jedermann davon spricht, und daß man sich sogar nicht scheuet, es auf dem Theater zu sagen. Ein Visitator, der sich bey unserm Schiffe aufhielt, zog von dem Eigenthümer des Fahrzeuges für den Profit, den dieser von unserer Equipage ziehen konnte, eine Summe Geldes. Der Visitator seiner Seits

 sagte,

sagte, daß er dem Zolleinnehmer hätte Geld geben müssen. Diese Erpressungen scheinen immer weiter zu gehen. Man hat Ursache von der Verwaltung des chinesischen Zolles das zu sagen, was man von der Portugiesen ihrem gesagt hat, daß er nämlich auf dem Papier wohl gut sey, im Grunde aber nichts tauge. Die Policey macht, daß des Nachts alles ruhig ist, und zwar in der Stadt sowohl als auf dem Wasser, wo ein Officier ordentlich die Ronde gehet. Der Diebstahl wird gemeiniglich mit Stockschlägen bestrafet; den Gefangenen sind die Hände dermaßen gebunden, daß sie sie nicht an den Kopf bringen können. Im Monat August 1748 wurden einige Rebellen bey Canton auf folgende Art mit dem Tode bestrafet. Man knüpfte ihnen einen Strick um den Leib, und spannete an beyden Enden des Strickes Pferde an, wodurch sie entzwey geschnitten wurden. In den Bergen, über welche die große mitternächtliche Straße gehet, giebt es Tiger. In der Nacht sieht man daselbst im Winter Laternen zu hunderten, welche die Reisenden vor sich hintragen lassen, um vor diesen Thieren sicher zu seyn. Die chinesischen Damen lieben die kleinen Hunde sehr, besonders die zottlichten, und die Männer bezahlen sie sehr theuer. Es giebt hier Büffel, Ochsen und Hammel. Diese haben Schwänze, die vier Zoll lang und eben so breit sind. Schweine giebt es hier in großer Menge, weil die Chineser alle Tage Schweinefleisch essen. Von Pferden findet man nur sehr wenig, und sie brauchen auch

nicht

nicht viel, weil sich die vornehmen Leute in Senften tragen lassen. Andere lassen sich auf den Schultern tragen. Die Chineser wissen die Palanquins sehr geschickt zu tragen, und sie gehen dabey ganz leicht und gleichförmig. Wegen der großen Menge Mäuse müssen die Chineser Katzen haben. Die Güte der Katzen beurtheilen sie aus ihren Augen, und aus der Veränderung der Augen. Wie sie sagen, so soll sie eine Katze täglich zweymal verändern.

Wachteln, Gänse und Hühner, glebt es in großer Menge; auch giebt es Hühner von Siam, die hinten doppelte Klauen haben. Enten zieht man hundertweise in den Fahrzeugen, und man commandirt sie mit gewissen Lauten, wenn sie fort gehen oder kommen sollen. Cockado ist der Name einer Gattung weißer Papageyen mit gelben Schwänzen (Psittacus cristatus.) In die Factoreyen kommen oft Leute, die seltne Thiere zu verkaufen haben.

Ob sich gleich die Chineser sehr leicht kleiden, so werden sie doch von dem Ungeziefer geplagt. Die Mosquitos, eine Art Fliegen, plagen die Europäer des Nachts dermaßen, daß man durch Vorhänge dagegen Schutz suchen muß. Ihr Stich ist schmerzhaft, und erreget Geschwulst. Eine Art von Motten, (Platta orientalis) welche die Engländer Cockrodges nennen, begleitete uns bis nach Europa.

Cocusbäume sah ich in der Gegend von Canton nicht; vermuthlich gerathen sie so nahe bey dem Wendecirkel nicht, sonst würden die Chineser nicht unterlassen, welche zu ziehen. Bey unserer Rückreise nach Europa nahmen wir zween Theebäume mit: allein, sie sind aller angewandten Sorge ungeachtet, eingegangen. Der eine war vom Thee Ankoi, und hatte ovale Blätter; der andere war von Soatchoun, dessen Blätter die Gestalt einer Lanzette hatten *).

Sam-

*) Die Liebhaber der Botanik wissen, daß Herr Linnäus im Monat October einen lebendigen Theebaum aus China bekommen hat. Sein Stamm ist sechs Zoll dick, und er kömmt in dem botanischen Garten zu Upsal sehr gut fort. Herr Linnäus will ihn vermehren, und inskünftige in die freye Luft pflanzen, welches sehr wohl anzugehen scheint, wenn man überlegt, daß er bis nach Peking wild wächst, wo der Winter jedoch stärker ist, als in Schweden, und daß die Syringa, eine Pflanze aus eben dem Lande, die Kälte in Schweden aushält. Dieser Theebaum ist also der erste, der nach Europa gekommen ist, nachdem Herr Osbeck und Herr Toree vergebens versuchet hatten, welche mit dahin zu bringen. Saamen hat man niemals davon erhalten können, und man hat sich in den botanischen Gärten, in Frankreich und in Holland, lange mit Bastardsträuchen vom Theebaume begnügen müssen, dergleichen die Cassine und andere waren. Vor zehen

Sampanen nennet man die kleinen chinesischen Fahrzeuge; sie haben einen platten und breiten Boden, ohne Kiel; nach Proportion der Länge sind sie nicht tief. Sie haben verschiedene Abtheilungen, und da sie mit Rohrmatten bedecket sind, die man über Bogen von Bambusholze gespannet hat, so ist man vor der Sonne und vor dem Regen sicher darauf. Sie werden von einem oder mehr Männern auf eine sonderbare Art geführet. Das Ruder ist künstlicher gemacht, als man von Leuten erwarten sollte, die von der Theorie der Mechanik keine Kenntnisse haben: es ist in der Mitte aus zwey Stücken zusammengesetzet.

Die Fläche des Ruders ist sehr breit, welches auch nöthig ist, weil dergleichen Schiffe, die keinen Kiel haben, das Wasser nicht durchschneiden, sondern blos darauf schwimmen. An den großen Transportsampanen ist vorn noch ein festes Ruder angebracht, womit man geschwind umwenden kann, wenn es nöthig ist. Ihre Anker sind von Holze, am Ende manchmal mit Eisen beschlagen, und haben oft nur einen Arm. Die Segel sind von Matten, die auf einige Stangen gespannet sind. Ihre Kauffahrdeyschiffe, die etwas weit in See gehen sollen, sind tief, ziemlich kurz, und

hen Jahren erhielt Herr Linnäus aus China einen Baum, den man ihm der wahre Theebaum zu seyn versicherte, als er aber blühete, so war es der Camellia.

tragen ungefähr zweyhundert Tonnen; wir nennen sie Rounken. Sie sind ebenfalls ohne Kiel, und haben gemeiniglich drey Masten, wovon der größte sechs Clastern über dem Verdeck steht. Das Tauwerk ist von geflochtenem Rohre. Die Segel zieht man mit Rollen auf. Das Schiff ist in verschiedene Abtheilungen getheilet, und jede Abtheilung schließt so gut, daß das ganze Schiff niemals in Gefahr ist, wenn es gleich an einem Orte leck wird. Statt des Werks bedienen sie sich daselbst eines Kalks, der mir mit gestoßenem Bambus vermischt zu seyn scheinet. Da die Chineser die Drachenbilder außerordentlich lieben, zumal wenn sie recht abscheulich sind, so haben die Wimpel alle eine Drachengestalt. Wenn man an ihren Bord kömmt, oder wieder weggehet, so schlagen sie auf einen Congoong, weil sie von der Gewohnheit, die Flagge zu streichen, um zu grüßen, nichts wissen. Wenn die Matrosen in die Höhe klettern, um etwas zu binden, so bedienen sie sich statt der Stricke des Schilfes.

Die Chineser schätzen ihre Seemacht auf 9999 Segel, wovon eine gute Anzahl zu Canton ist: allein, es sind nur große Fahrzeuge, die ohne zu Grunde zu gehen, nicht sechspfündige Canonen tragen können. Die Regierung hat auch keine großen Schiffe nöthig, so lange sie auf der Seeseite keine Eroberungen zu machen gedenket. Fünf oder sechse von diesen großen Fahrzeugen halten sich allemal bey den europäischen Schiffen

auf,

auf, um sie im Respect zu erhalten, und den Schleichhandel zu verhindern. Die Waffen, deren sich die Chineser zu Wasser und zu Lande bedienen, sind Schilde von Bambus, kleine Säbel, Hellebarden, Bogen und Piken, deren Spitze beynahe zwey Fuß lang ist, kleine Schleudern, u. s. w. Es ist lustig anzusehen, wie die Zollbedienten einer vor dem andern in Fahrzeugen vorbeygehen; ein jeder, der den Fluß aufwärts oder abwärts fährt, hat seine Flagge und sein Zeichen, und wenn der, welcher aufgehalten wird, oder dem andern begegnet, dem Range nach niedriger ist, so läßt er zuerst den Congoong schlagen, worauf der andere mit eben dem Instrumente antwortet; und alsdenn wünschen sie einander auf eben die Art eine glückliche Reise. Die Chineser wissen Schießpulver zu verfertigen, und wenn sie den Holländern, den Italienern und den Deutschen die Erfindung der Buchdruckerey und des Schießpulvers streitig machen, so haben sie vielleicht nicht so unrecht, als man vorgiebt: allein, ihr Pulver scheint nur zu Feuerwerken gut zu seyn, denn es zündet und platzet wohl, aber es läßt Kohle auf dem Papiere, uud ist nicht sonderlich stark. Es ist zu verwundern, daß man hier sehr wohlfeil Raketen, Schwärmer und Wasserkegel, und sogar Windbüchsen findet, ob sich gleich diese Leute vor einem Feuergewehr dermaßen fürchten, daß sie davor laufen, als wenn es der Teufel wäre.

Wenn mir jemand gesagt hätte, daß man daselbst ohne Hülfe der Kunst unter dem 23sten und einem halben Grade der Breite Eis haben könnte, so würde ich es niemals geglaubt haben: allein, itzt überzeugen mich meine Augen und das Thermometer davon. Nachdem wir achtzehn Monate in dem heißen Clima zugebracht hatten, so war uns die Kälte sehr beschwerlich, da wir auf der Rheede dem Nordostwinde ausgesetzet waren: allein, diese Beschwerlichkeit währete zum Glück nicht lange. Nachdem wir uns mit einem Paßeport versehen, und einen chinesischen Steuermann am Bord genommen hatten, so giengen wir den 4ten Januar 1752 durch die Meerenge von Bocca Tigris, und den 6ten verließen wir die Küsten von China gänzlich. Wir hatten einen so günstigen Wind, daß wir den 19ten Januar an den Ort kamen, den die Engländer Nerrbay nennen, und der auf der Küste von Java gegen Südwest liegt. Das Wasser ist daselbst gut, und wir nahmen den nöthigen Vorrath davon ein. Ungefähr eine Viertelmeile vom Ufer ist eine kleine Insel, die in den französischen Seekarten Candaye genennet wird. Ich hatte mir vorgenommen, sie zu besehen; allein, das einzigemal, da ich ans Land zu gehen Erlaubniß erhielt, war das Wasser dermaßen hoch, daß ich bis an den Bauch im Wasser gehen muste, und für alle meine Mühe nichts erhielt, als ein großes Stück Millepora. Ich konnte also weiter nichts thun, als die Einwohner von Java betrachten. Dieses

ses sind Mahometaner, und reden die malayische Sprache. Sie haben eine dunkelbraune Farbe, und lassen ihre Haare bis ungefähr auf die Schultern wachsen; sie knüpfen sie jedoch mit einem Faden von Baumbaste. Sie kauen beständig Bethel, und würden um ein klein Stückgen Opium eine Meile weit gehen. Ihre Fahrzeuge haben sehr große Segel, und auf der einem Seite einen Kloß von Bambus, damit sie nicht umfallen, weil sie sehr leicht sind. Die Einwohner von Java brachten uns Cocus-Pisang und Pumpelmose-Nüsse und Lemkies oder Lemontyes, wie sie die Holländer nennen, an Bord. Diese letzte Frucht befindet sich in dem ganzen mittägigen Theile von Indien sehr häufig; sie ist einer Citrone ähnlich. Ihre Blüthe habe ich niemals gesehen; ich habe aber jederzeit zehen Abtheilungen darinne gefunden, wie solches auch Herr Osbeck, Mitglied der Akademie zu Stockholm und der königlichen Gesellschaft zu Upsal, bemerket, der die Beschreibung seiner Reise nach Indostan und China herausgegeben hat, und wovon man eine französische Uebersetzung machen will. Sie brachten auch eine Art von groben braunen Zucker, der aus dem Palmbaume gezogen war: allein, man verboth dem Schiffsvolke, welchen zu kaufen, weil er den Durchfall verursachete. Ueberdieses brachten sie auch Hühner, Fische, Schildkröten, Sertularia, und wohlgearbeitete Dolche zu verkaufen, deren Klingen flammicht, und wie man sagte, vergiftet waren.

Den 21sten Januar verließen wir diese Bay, und im Monat März kamen wir in das Meer des Vorgebirges der guten Hoffnung. Das Wetter war daselbst unangenehm, wie gewöhnlich, bald schlecht, bald stille. Wir sahen hier eine von den Schildkröten, welche die Engländer wegen der Gestalt ihres Kopfs Hawksbills nennen. Ihr Kopf sieht aus, wie der Schnabel eines Habichts. Ihre Schale macht Lagen, fast wie Schuppen. An den Hinterpfoden haben sie zwo Klauen, und vorn drey. Ihre Schale ist dicker und vielfarbiger, als der gewöhnlichen Schildkröten ihre, und folglich auch zu allerhand Arbeiten geschickter. Wir sahen über dieses Wallfische, Manetten, und eine Thierpflanze, welche die Schweden By-des Wind-Segler (Holothuria velificans) nennen. Die Engländer nennen sie Man of war, die Holländer Besaentyes, und Dampier nennet sie Cutteler. Ihr Körper ist nur halb rund, und sie steht ganz gerade.

Sie hat viele Arme, die mehr oder weniger lang sind; sie ist zäh, durchsichtig und etwas bläulicht, und in den finstern Nächten leuchtet sie. Auch ist sie giftig, welches ich selbst erfahren habe, und so leicht, daß sie in spanischem Brannteweine zu Grunde gehet. Jenseits des Caps sind sie klein, und in der Westsee sind sie größer; im Monat Merz findet man sie leicht und in Menge.

Da wir uns dem Wendecirkel näherten, so sahen wir auch noch fliegende Fische. Ich muß hier

hier anmerken, daß alle fliegende Fische, die ich gegen Osten des Vorgebirgs der guten Hofnung gesehen habe, kurze Floßfedern auf der Brust hatten; die Floßfedern am Bauche aber sind ausgespannet, wenn sie fliegen, weil sie sonst das Gleichgewicht nicht halten könnten. Es giebt noch eine andere Art fliegender Fische, welche Meer pumpen, und einen Sack haben, der mit einem schwarzen Safte, wie Dinte, angefüllet ist: ich kann aber nicht sagen, ob es der Sebio Leligo ist.

Wir giengen nicht nach St. Helena; den 6ten April aber legten wir uns bey der Insel Ascension vor Anker. Dieses Land hat kein frisches Wasser, außer was der Regen von Zeit zu Zeit giebt, daher der Boden trocken und unfruchtbar ist. Diese Insel scheint auch blos gemacht zu seyn, um eine Wohnung der Schildkröten und ein Ruheplatz der Seefahrer zu seyn. Ob es gleich am Tage außerordentlich heiß, und die Nacht kalt ist, so giebt es doch Ziegen, Pelicane und viel Seevögel daselbst. Nur an wenig Oertern ist das Ufer so niedrig, daß man anlanden kann. Es ist mit Perlensande bedeckt, in welchen die Schildkröten ihre Eyer niederlegen. In Sargasso fand ich nichts besonders, außer ein Thier, das bald wie eine Spinne aussah.

Den 22sten May sprachen wir mit einem Franzosen, der von den großen Begebenheiten zu St. Helena Nachricht hatte, die in unserer Abwesenheit vorgefallen waren.

Den

Den 30sten May sahen wir die azorischen Inseln. Jedermann schmeichelte sich, die Landluft daselbst ein wenig genießen zu können; allein, man änderte den Entschluß, und wir segelten nach England. Während dieser Zeit bekamen viele von unsern Leuten den Scorbut: allein, zum Glück hatten wir lauter Schweden am Bord. Den 14ten Junius sahen wir England, und nachdem wir uns daselbst mit Erfrischungen und Hülsenfrüchten versehen hatten, um uns die Zähne wieder zu befestigen, so verließen wir den 19ten Junius Douvre. Den 26sten Junius waren die nackenden Felsen von Gothenburg der schönste Anblick vor uns, den wir in sieben und zwanzig Monaten gehabt hatten.

Kurze Beschreibung der Chinesischen Feldökonomie,

der königlichen schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1754 vorgelegt,

von

Herrn Carl Gustav Eckeberg,

Capitain eines Schiffs der ostindischen Compagnie in Schweden.

Herausgegeben vom Herrn Linnäus.

Vorbericht.

Dieses kleine Werk ist im Jahre 1757 in Stockholm zuerst herausgekommen. Es ist in seiner Art ganz neu, und man kann leicht sehen, daß der Verfasser kein gemeiner Reisender gewesen ist, und daß er alles mit Nutzen betrachtet hat. Gleichwohl wäre zu wünschen, daß er von einigen natürlichen Producten vollkommenere Erklärungen gegeben hätte, als geschehen ist.

Kurze Beschreibung der Chinesischen Feldökonomie.

Es ist vielleicht kein Volk, das sich rühmen könnte an natürlichen Producten reich genung zu seyn, und sie in einer so großen Verschiedenheit zu besitzen, um die fremden Producte gänzlich entbehren zu können. Dieser Mangel scheint das allgemeine Band zu seyn, welches die bürgerlichen Gesellschaften mit einander verbindet; allein, in Ansehung von China, scheint die Natur einer andern Regel gefolgt zu seyn, denn es ist sich selbst hinreichend.

Dieses Land hat eine so glückliche Lage, daß sich die Einwohner des mitternächtlichen Theils eben so wenig über die große Kälte beschweren, als die Bewohner des mittägigen, über die große Hitze. Das Clima der Länder, die darzwischen liegen, ist gelind und gleich, und folglich für das Leben angenehm, der Gesundheit zuträglich, und alle Arten von Pflanzen hervorzubringen geschickt.

Die

Die Passatwinde, welche dem mittägigen und heissen Theile eigen sind, bringen diesem Clima großen Nutzen; der Nordwind reiniget die Luft, indem er alle schädliche Dünste vertreibet, welche die Hitze in der Atmosphäre erhebet, und der Südwind mäßiget die Gluth der heissen Jahreszeit.

Der größte Theil der Grenzen von China ist mit großen und weitläuftigen Meeren umgeben, welche von einer Weite zur andern Meerbusen machen, wo man für den Stürmen gänzlich sicher ist. Da die Natur die Schiffahrt hier eingeschränket zu haben scheinet, so hat sie ihr durch schiffbare Ströme und Flüsse, die sich im Lande ausbreiten, neue Wege geöfnet.

Die Ebbe und Fluth des Wassers, die sich sehr weit in das Land, und fünf schwedische Meilen über die Stadt Canton erstrecket, erleichtert die Schiffahrt, und macht, daß die verschiedenen Gegenden ihre Producten einander mittheilen können, wodurch die Handlung und die allgemeine Consumtion stark vermehret wird.

Der Boden ist so fruchtbar, daß die Moräste und Anhöhen, so schlecht sie auch beschaffen sind, die Mühe der Arbeiter gleichwohl überflüssig belohnen; denn das Getraide, die Früchte der Erde und der Bäume, welche hier vollkommen reif werden, und in einer unendlichen Verschiedenheit anzutreffen sind, bemühen sich gleichsam um

die Wette, ihre Feldbauer mit beständigen Ernten zu überhäufen.

Die großen und weitläuftigen Wälder geben, außer einer überaus großen Menge Zimmerholze, und andern zu vielerley Gebrauche geschickten Hölzern, verschiedene Gattungen feinere und kostbarere Hölzer, nützliche Säfte, Gummen, Schalen und Blätter. Ueberdieses halten sich in diesen Wäldern eine große Menge wilder Thiere auf, welche zur Speise und zur Kleidung dienen. Metalle, verschiedene Gattungen von Steinen und von Erde, Salze, Goldsand, Perlen, Corallen, obschon nicht von der besten Qualität, und eine unzählige Menge verschiedener Fische, welche das Ufer frisch und gesalzen überflüßig herbeyzieht, zeigen, daß ihnen die Natur auch auf dieser Seite keine Stiefmutter gewesen ist. Das Geflügel, welches man hier überall in sehr zahlreichen Haufen findet, schmeichelt dem Gesichte, den Ohren und dem Geschmacke. Kurz, das Reich der Natur ist in China in der größten Vollkommenheit: es biethet die prächtigsten Aussichten, Lagen und Bequemlichkeiten von allen Arten dar, zu welchen weder die Erfindung noch die Kunst etwas hinzuzusetzen vermögend wäre, und wenn man das Ueberflüßige ausnimmt, das man entbehren kann, so finden sich alle zur Nahrung und Kleidung nöthige Dinge, ohne daß man zu den Fremden seine Zuflucht zu nehmen braucht.

Da

Da das Wohlseyn eines Landes hauptsächlich von der guten Ordnung, und von dem Fleiße seiner Einwohner abhängt, so kann man sagen, daß China diese Vortheile vorzüglich genießt. Alle diejenigen, welche Beschreibungen von diesem Lande verfertiget, haben den Fleis der Chineser und ihre Geschicklichkeit zu allen Arten von Handwerkern bemerket, und an den verschiedenen Waaren, welche unsere Schiffe daselbst abholen, sehen wir deutliche Beweise davon. Ihr Land bringt die rohen Materien in hinlänglicher Menge hervor.

Um nun den besondern Fleis der Chineser zu beweisen, so habe ich mir vorgenommen, dasjenige hier kürzlich zu erzählen, was ich während eines Aufenthaltes von funfzehn Monaten, den ich zu drey verschiedenen malen daselbst gemacht, in ihrer gewöhnlichen Oekonomie bemerket habe.

Vom Ackerbau.

In den mittägigen Theilen von China, welche an dem Meere liegen, ist der Reis, eine Art von Getraide, welches in einem niedrigen und feuchten Boden am besten wächst, die Hauptnahrung, so wie fast bey allen morgenländischen Völkern. Es giebt Gattungen vom Reiße, welche in einem hohen und trockenem Boden gut fortkommen, wie man hier und da auf der Insel Java und an andern Oertern siehet, wo das Land hoch liegt. Die chinesischen Provinzen, welche einen trockenen und

ungleichen Boden haben, bedienen sich dieses Reißes: allein, in Quantung oder in den mittägigen Provinzen, welche niedrig liegen, würde man ihn mit Verlust säen, weil sein Korn klein ist, und weil er noch einmal so viel Zeit zur Reife braucht; da hingegen das Korn des andern Reißes größer ist, besser und geschwinder wächst, und beständig ohne Schaden unter dem Wasser stehen kann. Von dieser Gattung giebt es eine geringere Sorte, welche röthlich ist, und dessen sich die gemeinen Leute bedienen; auch gebraucht man sie, um einen Branntewein daraus zu machen, den sie Samsou nennen.

Man hat mir gesagt, daß der Reisbau, je mehr man in China von Mittag nach Mitternacht käme, abnehme, daß man nach Proportion mehr Rocken, Gerste, Weizen, Bohnen, Erbsen u. s. w. bauete, und daß man in den mitternächtlichsten Provinzen, wo der Reis ganz und gar nicht geräth, den Getraidebau vollkommen gut verstünde.

Man säet jedoch auch Weizen, Bohnen, kleine Erbsen und Linsen in den mittägigen Provinzen, wovon die Einwohner theils für sich, theils für die Fremden Gebrauch machen: doch säet man viel häufiger Reis, wovon ich insbesondere reden werde, weil man sich desselben in der Gegend von Canton statt des Brodes bedienet.

Es

Es ist bekannt, daß China ein überaus bevölkertes Land ist. Die meisten Provinzen sind es dermaßen, daß man sich wundern muß, wie dieses Land für so viele Millionen Einwohner Getraide genug hervorbringen kann; da sie außer einigen Rounken, die von Cochinchina kommen, und einigen holländischen Schiffen, die mit Getraide beladen sind, und welches nur sehr selten geschiehet, von den Fremden keins ziehen. Allein, wenn man ihren fast unglaublichen Fleis, das Feld zu bauen, und sich alles zu Nutze zu machen, so wie auch ihre Sparsamkeit und außerordentliche Mäßigkeit im gemeinen Leben in Erwegung zieht: so wird man überzeuget, daß es einem Lande, das solche Einwohner hat, sie mögen so zahlreich seyn, als sie wollen, niemals an der nöthigen Nahrung für sie fehlen könne. Die Menge fleißiger Leute trägt vielmehr zum Reichthume des Landes, und zum bessern Unterhalte der Einwohner etwas bey; denn jeder fleißiger Ackermann zieht allemal mehr aus dem dankbaren Schooße der Erden, als er alleine verzehren kann.

Der Grad der Vollkommenheit, zu welcher man den Ackerbau, besonders aber den Reisbau in China gebracht hat, ist der Hauptgrund der Glückseligkeit, welche dieses Land genießet. Die Landökonomie ist auch die Profeßion, welche man daselbst am meisten ehret und aufmuntert. Selbst die Kaiser, um desto besser zu zeigen, wie hoch sie diese Profeßion schätzen, und um ihren Unter-

thanen ein nachahmenswürdiges Beyspiel zu geben, gehen alle Jahre in Begleitung der Großen ihres Hofs an einem gewissen Tage aufs Feld, nehmen den Pflug in die Hand, pflügen und besäen ein Stück Land, und ernten nachgehends mit eigner Hand die Frucht ihrer Arbeit ein: allein, ich muß mich blos auf die Gegend von Canton einschränken.

Vom Boden.

Der Boden ist in der Gegend von Canton, in Absicht auf die Lage eben so verschieden, als an andern Oertern. Alle Oerter sind mit einer fetten und schwarzen Erde bedeckt: allein, so wie sich das Land erhöhet, so ist es mit einer gelben und röthlichen, mit Ocker vermischten Erde bekleidet, und der Sand und Kies findet sich häufiger. Wenn diese Erde einige Zeit ungebauet liegen bleibt, so giebt ihr die Abwechselung von Regen und Sonnenschein gleichsam eine versteinerte Oberfläche. Gleichwohl haben Fichten und andere harzige Bäume, so wie auch einige nicht allzuzarte Pflanzen Wurzel daselbst geschlagen, dergleichen bey uns auf den alten Mauern und auf den Felsen in den Ritzen wachsen. Dieses beweiset, daß die Erde, welche auf den Anhöhen den Winden und der Trockenheit ausgesetzet ist, gleichwohl Pflanzen hervorbringen kann, wenn ihr schon der Regen ihre fetten Theile entziehet.

Der Fluß Ta oder Tahs ergießt sich unter Canton ins Meer. Die Ebbe uud Fluth macht, daß sein Wasser daselbst mit Salzwasser vermischet ist. Er theilet das Land in der Entfernung von einigen Meilen um die Stadt in verschiedene große und kleine Inseln, deren Ufer breit, gerade und niedrig sind, so daß sie, wenn das Wasser am höchsten stehet, mehr großen Seen als Feldern ähnlich sehen. Diese beständige Feuchtigkeit muß diese an sich selbst tonartige Erde nothwendig schlammig und morastig machen; auch fallen die Ackerleute bis an die Knie hinein, ehe sie einen festen Boden finden.

Es scheint in der That, als wenn ein Boden, der alle vier und zwanzig Stunden zweymal unter Wasser stehet, seiner fetten Theile, und alles dessen, was Getraide hervorzubringen nöthig ist, beraubet, und eben dadurch zum Ackerbau untüchtig werden müßte, weil das Wasser, wenn es wieder abfließt, die Fettigkeit, die es mitgebracht haben kann, wieder mit wegschlemmet, und weil diese mit Reis besäeten nassen Felder, in der That keine andere Düngung bekommen, als die vom Reiße zurückgebliebenen Stoppeln, die man in der Erde verfaulen läßt. Allein, sie geben dem ungeachtet alle Jahre eine hundertfältige Ernte.

So oft das Wasser die Felder überschwemmet, so läßt es einige fette und schlammigte Theile darauf zurück, welche die Erde fruchtbar machen; denn das Wasser von der Fluth ist trüber, wenn

es steigt, als wenn es wieder abfließt. Ueberdieses fällt es anfangs sehr langsam, und die Reisfelder sind schon wieder blos, wenn die Ebbe stark anfängt zu fallen; und dieses macht, daß der salzige Leim, der zu Boden gefallen ist, und das Düngen des Feldes verursachet, nicht wieder weggespület werden kann.

Von den Reisfeldern.

Die Reisfelder sind an einigen Orten so locker, daß die Fluth die Erde von den Ufern wegschwemmt. Um nun diese Beschwerlichkeit zu vermeiden, so pflanzet man Cypressen dahin, wovon sich die Wurzeln in einander schlingen, und der Erde eine Festigkeit geben. Da jedes Reisfeld durch breite Gräben von dem Flusse abgesondert ist, so geben diese Cypressenalleen, die in langen Reihen gepflanzet sind, einen schönen Anblick, besonders wenn das Land unter Wasser stehet.

An höhern Oertern, die nicht von der Fluth befeuchtet werden können, hat man eine andere Art von Reisfeldern angelegt. Um ihnen nun eine gleiche Quantität Wasser zu verschaffen, so machen sie um ein jedes Reisfeld einen Rand, der zwey bis drey Fuß hoch ist, und wenn es regnet, so lassen sie das Wasser entweder sich sammlen oder auch ablaufen, nachdem sie es für gut befinden. Fällt eine Dürre ein, so befeuchten sie sie entwe-

entweder durch angebrachte Graben, oder tragen das Wasser hin. Die Erde dieser Felder ist mit Tone und mit einer festen und fetten Erde vermischet, und da sie doppelt so viel einbringen können, als die andern Felder, so dünget man sie mit verschiedenen Gattungen von Miste, und träget größere Sorge für sie. Ueberdieses pflanzen auch die Chineser Reis an schlammige und morastige Oerter, da es aber nicht möglich ist, sie ohne viel Mühe und Kosten in einem gleichen Grade von Feuchtigkeit zu erhalten, so bringen sie in trockenen Jahren gemeiniglich nichts hervor.

Glaubwürdige Chineser haben mir erzählet, daß der Fluß, der sich bey Changeheu und Amoy in das Meer ergießt, in der Provinz Fochien große flache Ufer formire, und daß die Einwohner, die nicht zufrieden wären, daß ein so weitläuftiger Boden nichts hervorbrächte, Flosse machten, Matten darauf breiteten, Erde drauf legten, und mit großem Nutzen Reis hineinpflanzeten; daß diese schwimmende Felder zwar bisweilen in Gefahr wären, von den Orkanen beschädiget zu werden, wenn sich die Winde änderten; daß man sie aber gleichwohl für sehr einträglich hielt, weil ihnen das Wasser in der Dürre sowohl als in der Regenzeit beständig eine gleiche Feuchtigkeit erhielt, und daß ihnen der Regen keinen Schaden thäte, weil er sogleich wieder abfließen könnte. Dieses ist ein Beweis ihrer Industrie, der aller Betrachtung würdig ist.

Alle diese Felder bereitet man entweder mit dem Pfluge oder mit der Hacke; und da alles auf den Zweck hinausläuft, daß die alten Reisstoppeln umgewandt, und unter die Erde gebracht werden, so können beyde Arten diese Wirkung hervorbringen. Denn da das Erdreich, wie wir bereits angemerket haben, so weich ist, daß die Arbeiter bis an die Knie hineinfallen, so läßt es sich leicht bearbeiten. Ihr Pflug ist überaus einfach, und wird von einem einzigen Ochsen gezogen; allein, mit der Hacke können sie ebenfalls ohne viel Mühe die schlammige Erde so tief umarbeiten, als sie wollen. Wenn die Erde zum erstenmale mit der Fluth überschwemmet worden ist, so wird sie so gerade, als wenn sie mit einer Walze wäre eben gemacht worden: und da die beständige Feuchtigkeit die Erde nicht an einander hängen läßt, so brauchen sie kein ander Werkzeug zu ihrem Ackerbau.

Auf gleiche Art behandelt man alle andere Gattungen des Bodens, und wählet daher die Zeit, wo die Erde von der Feuchtigkeit am meisten erweichet, und folglich leicht zu bearbeiten ist. Sie düngen und bearbeiten ein kleines Stück von einem Acker, der ungefähr 60 Quadratfuß mehr oder weniger hält. Er muß zwar, so wie das übrige, feuchte und locker seyn, gleichwohl muß er auch weit genung von dem Flusse seyn, damit er von der Fluth, wenn sie steigt, nicht gänzlich überschwemmet werde. Sie besäen diesen Theil

sehr stark mit einem Reiße, den sie zuvor in einem Wasser geweichet haben, das auf Miste und Kalk gestanden hat. Wenn der Reis anfängt zum Vorschein zu kommen, so setzen sie den Acker drey Zoll hoch unter Wasser, und nach dreyßig Tagen sind diese Pflanzen geschickt in große Felder verpflanzet zu werden. Wenn sie sie verpflanzen, so bekümmern sie sich wenig darum, ob es in gerader Linie geschieht oder nicht: sie tragen blos Sorge, daß eine jede Pflanze gehörig Platz habe. Der Raum, welchen sie gemeiniglich zwischen den Pflanzen lassen, beträgt 8 bis 9 Zoll. Diese Verrichtungen thun sie, wie alle andere, auf eine sehr leichte Art; von der Länge der Pflanzen nehmen sie oben an der Spitze ungefähr zwey Zoll ab, und setzen jede besonders, oder wenn sie zu klein ist, verschiedene zusammen mit den Fingern so tief in die weiche Erde, daß die Wurzeln zween Zoll unter der Erde stehen. Wenn der Reis auf diese Art verpflanzet ist, so thun sie nichts mehr daran; sie untersuchen bloß, so lange die Pflanzen noch zart sind, ob sie nicht die Würmer oder andere Insecten beschädiget haben; und wenn dieses geschehen ist, so setzen sie neue Pflanzen, an die Stelle derer, die eingegangen sind, und werfen alsdenn ein wenig Kalk auf das Feld, wodurch diese Insecten verjaget werden.

Von den veränderlichen Winden, und von dem Clima.

Die veränderlichen Winde, welche in den mittägigen Provinzen von China wehen, die innerhalb des Wendecirkels des Krebses liegen, bringen daselbst in dem Clima solche Veränderungen hervor, daß sie das Jahr in zwo Jahreszeiten theilen, nämlich in die feuchte und in die trockene. Wenn die Sonne im Monat September von der Aequinoctiallinie gegen Mittag zugehet, so wird die Luft nach und nach frischer, und in dem Monat October und einem Theile des Novembers, herrschen gemeiniglich Nebel und kleine Regen; so oft sich auch ein Nordostwind erhebet, so kläret sich die Luft aus, und bleibt heiter, bis dieser Winterwind gänzlich verschwunden ist. In den folgenden Monaten ist das Clima beständiger, trockener und schöner, bis die Sonne ihre Winterreise von neuem vollendet hat, und im Monat März durch die Aequinoctiallinie gegen Norden zu gegangen ist.

Die heisse Luft, welche nach und nach eine Menge Dünste in die Höhe gezogen hat, giebt sie ebenfalls nach und nach durch stärkere und häuferige Regen wieder zurück, die in den Monaten May und Junius immer häufiger und anhaltender werden, daß es oft zwölf bis vierzehn Tage unaufhörlich regnet. Starke Ungewitter und

Orkane begleiten gemeiniglich die großen Regen von Süden gegen Westen. Obgleich die Sonne im Monat Junius anfängt, ihren Lauf von neuem gegen Mittag zu richten, so läßt sie gleichwohl an diesen Oertern eine stärkere Hitze, als da sie senkrecht darüber stund. Jedoch fängt das Wetter an beständiger zu werden, es regnet weniger, und niedrige Wolken, nebst einigen Windstößen verursachen, daß man die Hitze, die zurückgeblieben ist, einige Tage stärker empfindet, als zuvor. Der Monat August ist gemäßigter; allein, gegen den September ist das Wetter veränderlich, bald heiter, bald neblicht, welches so lange währet, bis sich der andere Wind eingestellet hat. Aus diesem Grunde werden die Monate April, May und Junius bey ihnen Regenmonate genennet; denn der Regen fällt alsdenn häufiger, und in so großer Menge, daß das Wasser in großen Strömen von den steilen Oertern herabfließt, und zwischen den Felsen neue Canäle und neue Betten formiret. Um der Trockenheit abzuhelfen, die sich in den folgenden Monaten eräugnen könnte, so leiten die Einwohner dieses Wasser in ihre Reisfelder.

Man muß hier anmerken, daß bey dem Aequinoctio vor der Veränderung der Winde gemeiniglich ein heftiger Sturm hergehet, der einige Tage vor oder nach dem vollen Monde brauset. Die niedere Luft wird alsdenn außerordentlich dick und neblicht. Dieser Nebel, der sich wegen der Heftigkeit des Windes nicht in Regen verwandeln

kann,

kann, wird heftig herumgetrieben. Der Orkan vermehret sich, so wie er weiter nach Westen zu kömmt. Wenn er von Westen kömmt, so können ihm die Bäume und Häuser kaum widerstehen. Er verläßt eine Gegend nach der andern, und nach vier und zwanzig Stunden fängt er an sich zu legen. Die Felder und Gebäude werden gemeiniglich davon beschädiget; auch nennet man diesen Orkan Tay, das ist, den großen Wind.

Die Chineser wissen aus dieser hintereinander folgenden Ordnung der Winde für ihren Ackerbau Nutzen zu ziehen: sie arbeiten das Feld um, wenn es im Herbste befeuchtet worden, und noch weich genug ist, um es zu besäen, oder für den Winter hineinzupflanzen. Dieses geschieht gemeiniglich im Monat December, und da die Luft zu der Zeit kühler ist, so kann sie das Wasser nicht so geschwind vertrocknen, daß es nicht zum Wachsthume und zur Ernte etwas beytragen sollte. Diese Ernte erfolgt hundert und zwanzig Tage hernach, oder im Monat April. Man dünget alsdenn ein wenig, bearbeitet und bereitet dieses Feld, das der Regen erweichet hat, um von neuem hineinzusäen, oder zu pflanzen. Gegen das Ende des Maymonats, oder gegen den Anfang des Junius, bereitet man gemeiniglich die Reisfelder zur zweyten Ernte dieses Jahres.

Man sollte beynahe glauben, daß die Abwechselung des Regens und der Hitze den Reis geschwinder zum Wachsthume brächte, als bey der

ersten Ernte: allein, sie müssen auf diese zweyte Ernte länger warten, und von Bestellung der Saat bis zur Reisernte hundert und dreyßig Tage zählen. Aus dieser Ursache fällt sie nur selten in dem Monat September.

Gegen das Ende des Aprils, oder zu Anfange des May stecket man die Reispflanzen in den niedrigen Feldern. Diese Pflanzen brauchen eben so viel Tage, um reif zu werden, als die auf den andern Feldern, und die Ernte fällt gemeiniglich in dem Monat September. Man läßt das Land alsdenn bis im Monat April brach liegen, und während dieser Zeit verfaulen die Stoppeln und Reiswurzeln, so daß sie sich mit der Erde gänzlich vermischen, wenn sie wieder umgearbeitet wird.

Sobald der Reis anfängt weiß zu werden, welches ein Zeichen von seiner Reife ist, so schneidet man ihn mit Handsicheln, woran die Schneide Zähne hat, wie eine Säge; man bindet ihn in Garben, und leget ihn an einen trockenen und erhabenen Ort, wo er liegen bleibt und abtrocknet, bis er gedroschen wird. Der gedroschene Reis hat noch seine Schaale, und man nennet ihn **Paddi**; man bedienet sich desselben theils zur Saat, theils das Vieh damit zu füttern: ehe ihn aber die Menschen gebrauchen, so stoßen sie ihn in steinernen Mörsern mit hölzernen Keilen, und schwingen ihn alsdenn.

Einige

Einige Oekonomen, die zu weitläuftige Felder haben, als daß sie sie selbst anbauen könnten, treten davon einen Theil armen Leuten für einen gewissen Zinns ab. Diese Pachter sind zu arm, um die Felder mit dem Pfluge und mit Ochsen zu bearbeiten, daher sie sich der Hacken bedienen; auch kaufen sie von andern die ihnen nöthigen Reispflanzen. Wenn der Reis reif ist, und sie haben ihn geschnitten, so dreschen sie ihn auf einem Hügel, oder bloßem Felsen, und bezahlen davon dem Eigenthümer ihren Zinns.

Vom Düngen der Felder.

Da ein so ausgebreiteter Ackerbau viel Dünger erfodert, so verschaffen sich die armen Leute ihren Unterhalt damit, daß sie in den Straßen und an den Häusern, ja sogar mit kleinen Sampanen oder Fahrzeugen an den Ufern allerhand Materien sammlen, die zum Düngen dienen, und sogar Koth von Menschen und Thieren, worauf sie ihn an die verkaufen, welche einen besondern Handel damit treiben. Diese verkaufen ihn den Ackerleuten, die ihn nöthig haben. Sie sammlen auch den Urin in besondern Gefäsen, die sie in den Häusern halten. Ist die Ernte gut gewesen, so gilt ein Pekul *) von der erstern Gattung des Dün-

*) Ein Pekul wiegt ungefähr 142 und ein halb Pfund schwedisches Gewicht.

Düngers zwey Mes *), und ein Pekul von der letztern gilt nur die Hälfte. Ueberdieses trägt ein jeder Hausvater Sorge, daß die Excrementen vom Vieh auf den Weiden nicht verloren gehen, und diese läßt man von Kindern oder von andern Leuten sammlen, die sich auf keine nützlichere Art zu beschäftigen im Stande sind. Sie verbrennen auch die Knochen, welche sie finden, und werfen die Asche davon, nebst anderer Asche von Kräutern und Holze auf die Felder, um sie fruchtbar zu machen.

Man dünget, arbeitet, und machet die Felder gleich, die, ob sie gleich auch feucht sind, dennoch höher liegen, als die, wovon wir bis hieher geredet haben. Ihre Erde ist lockerer; man besäet ein Stück von einem Felde mit einem Getraide, das man einige Tage in Mistgauche hat weichen lassen, und verpflanzet es alsdenn. Bisweilen pflanzet man auch das auf diese Art eingeweichte Getraide in das zubereitete Feld, so daß die Körner vier Zoll weit von einander liegen, und drücket die Erde um jedes Korn fest. Bey einer großen Dürre führet man wenig Wasser auf die Felder. Die tiefen Furchen, die dadurch, daß man die Erde an die Körner gedrücket hat, entstanden sind, nehmen alsdenn das Wasser auf, und geben

*) Ein Mes ist der zehente Theil von einem Tell, und gilt zehen französische Sols.

geben den jungen Pflanzen Feuchtigkeit, ohne sie zu ersäufen. Die wahre Jahreszeit zum Fortpflanzen ist gegen das Ende des Decembers, obgleich die Luft alsdenn sehr kühle ist, und die Nächte sogar bisweilen kalt sind. Der Saame gehet gleichwohl auf, und bekömmt seinen Stock in vierzehn Tagen, wovon ein jeder im Monat März sieben bis neun Stengel mit den dazu gehörigen Aehren bekömmt; das Stroh aber ist kürzer als bey uns. Der Monat May giebt eine reichliche Ernte: man hat mich versichert, daß ein Korn hundert und zwanzig gäbe, welches die darauf verwendete Arbeit reichlich belohnet.

Da der Reis die vornehmste Nahrung der Chineser ist, weil sie sich desselben statt des Brods bedienen, so braucht man nur wenig Land zum Getraide: sie bedienen sich desselben blos zu ihrem Confectwerke, wovon sie an ihren Festtagen in ihren Pagoden und zu ihren Opfern eine große Menge verbrauchen. Sie bauen auch etwas weniges für sich selbst, die Fremden aber verzehren das meiste davon: und da das Getraide, das in dieser Provinz wächst, für sie nicht hinreichend ist, so bringt man aus den mitternächtlichen Provinzen in Menge welches zu ihnen.

Auf einem kleinen Felde habe ich im Monat Junius Gerste gesehen, die sehr gut aufgegangen war: allein, da man sie zu spät gesäet hatte, so hatte sie die Hitze, die damals schon heftig war, so geschwind in die Höhe getrieben, daß der Sten-

gel verwelkte, ehe er Körner bekommen konnte, daher die großen und ansehnlichen Aehren nichts als leere Hülsen enthielten. Hätte man diese Gerste zu einer kühlern Jahreszeit gesäet, wie man es mit dem Getraide macht, so würde sie ohne Zweifel eine reiche Ernte gegeben haben. Da diese Gattungen von Getraide sehr gut fortkommen, wenn sie auf einem wohl zubereiteten und überall gleich feuchtem Lande gesäet und verpflanzet werden, so schloß ich hieraus, daß die kühle Jahreszeit ihrem Wachsthume zuträglicher sey, als die heiße.

Ihre Art, das Getraide und den Reis zu dreschen, ist einerley, und geschieht eben so, wie bey uns, mit Flegeln. Wenn das Getraide gedroschen ist, so läßt man es durch eine Maschine gehen, die ausdrücklich dazu gemacht ist, um es zu reinigen, und allen Staub davon abzusondern, um es nachgehends mahlen zu können. Wenn die Mühlen zu Canton eben so bequem wären, als diese Maschinen zum Reinigen, so könnte man viel Arbeit und viel Hände ersparen; denn die Art mit Handmühlen zu mahlen, ist außerordentlich beschwerlich daselbst. Es ist seltsam, daß die Chineser, die so viel sinnreiche Erfindung haben, um die kleinen Arbeiten zu erleichtern, alles mit ihren Händen bey großen Arbeiten thun, dergleichen sägen, mahlen, und andere Dinge sind, welche mehr Stärke erfordern, ob es ihnen gleich

nicht viel Mühe kostet, sowohl auf Bergen als auf Flüssen Maschinen zu bauen.

Sie brauchen also, wie wir gesehen haben, zum Feldbau alle ebene und niedrige Oerter, und haben bey der lockern Erde wenig Arbeit nöthig. Die Ernte ist gemeiniglich hundertfältig: wenn aber unregelmäßiges Wetter einfällt, das ist, eine allzugroße Dürre oder allzugroße Nässe, so ist es hier eben so unfruchtbar, wie an andern Oertern. Und da das Land außerordentlich bevölkert ist, so zieht es gemeiniglich große Folgen nach sich. Eine kleine Vermehrung des Preises vom Reise macht, daß die Armen und Faullenzer murren; und wenn sich endlich zu diesen Misvergnügten noch andere gesellen, so entstehet eine Empörung wider die tartarische Regierung, wie es im Jahre 1751 geschah, da die Hungersnoth mit einer ansteckenden Krankheit begleitet war, die viel Leute wegraffete.

Von den Feldern, die auf Anhöhen liegen.

Anhöhen und abhängige Oerter würden ihrer Lage wegen etwas zu tragen ungeschickt seyn. In den Regenmonaten würde der häufige Regen alles ersäufen und wegschlemmen, was man gesäet hätte, oder aber die Pflanzen würden, wenn das Wasser wieder abgelaufen wäre, von Erde ent-

entblößet, und der darauf folgenden Trockenheit und Hitze ausgesetzet seyn. Um nun dieser Beschwerlichkeit abzuhelfen, so haben sie die Anhöhen in Ebenen zu verwandeln gesucht, und dieses vermittelst Terrassen, deren Höhe und Breite mit dem Abhange übereinkömmt. Sie brauchen diese Terrassen zu verschiedenen Pflanzen, und geben einer jeden den Ort, der sich für ihre Natur am besten schickt. Die, welche die Trockenheit am besten vertragen, haben ihren Platz in der Höhe; die Pflanzen hingegen, welche zarter sind, werden unten gepflanzet. Wenn der Regen das Erdreich der obern Terrassen erweichet hat, so führet man das Wasser durch Rinnen auf die niedern Terrassen; also haben sie außer dem empfangenen Regen auch noch den Nutzen von dem überflüssigen Wasser der obern Terrassen.

Die Ränder an den Terrassen, die vier oder fünf Fuß über einander gemacht sind, werden bisweilen durch den Regen und durch die Sonne so hart, daß sie viele Jahre bestehen könnten; dem ungeachtet haben sie auch noch viele Bäume dahin gepflanzet, deren in einander geschlungene Wurzeln diesen Rändern eine Festigkeit geben. Die Bäume schützen auch die Pflanzen vor der Sonnenhitze und vor den Winden, und machen, daß die auf diese Art gezierten Terrassen dem Auge eine vortrefliche Aussicht geben.

Wenn sie die Erde auf den Terrassen mit einem kleinen Pfluge oder mit einer Hacke umgearbeitet, und mit einem Harken, statt einer Ege wieder eben gemacht haben, so giebt man ihr bisweilen zu der Zeit, da man sie umarbeitet, so viel Dünger, als die Pflanzen, die man dahin stecken will, erfordern. Allein, auch hierinnen beobachtet man eine große Oekonomie; man weichet gemeiniglich den Mist in runde Löcher, die in die Erde gemauert und mit Wasser angefüllet sind; man befeuchtet den Saamen mit dieser Gauche; bisweilen werfen sie auch beym Pflanzen eine Hand voll Asche auf jedes Korn, weil sie glauben, daß der Dünger, der zwischen die Pflanzen fällt, ganz und gar keinen Nutzen schaffe.

Man läßt den Beeten auf den Terrassen oder an andern Orten kaum einen Monat Ruhe; und so bald eine Art von Gewächse reif und eingesammlet ist, so bereitet man sie zu einer andern, welches dreymal des Jahres geschiehet. Was die Jahreszeit anlanget, so geben die Hauswirthe auf die Natur der Vegetabilien Achtung, und man giebt jeder Pflanze die schicklichste Jahreszeit, nachdem sie entweder Feuchtigkeit, oder Kälte, oder Trockenheit erfordert. Die Wurzeln alleine werden im Herbste gebauet.

Die Arten von Gesämen, die man am meisten auf diesen Anhöhen pflanzete, waren folgende: eine Art eines groben Saamens von einer Pflanze mit einer dünnen Wurzel, welche in den

Blät-

Blättern, in den Blüthen und in den Saamenkapseln unsern Rüben ähnlich ist. Der Anfang des Decembers war für diese die bequemste Zeit: man machte in die frisch umgearbeitete Erde Furchen, die einen Fuß breit, und einen halben Fuß tief waren. Zwischen diesen Furchen waren lange schmale Beete einer Viertel Elle breit: vermittelst dieser Furchen konnte das überflüssige Wasser ablaufen, nachdem es Feuchtigkeit genung zurückgelassen hatte. Die Körner pflanzte man vier Zoll tief, und ließ ihnen einen Zwischenraum von sieben bis acht Zoll. Man begießt sie auch anfangs, weil es in der trockenen Jahreszeit geschieht. Im Monat Februar blühete alles, und im Monat April wurden die Saamenkapseln gelb: Hierauf zog man die Pflanzen aus, trocknete sie, und drasch sie, um den häufigen Saamen davon zu bekommen. Aus diesem Saamen zieht man ein Oel, dessen man sich stark in der Haushaltung, besonders in die Lampen bedienet; und wenn es frisch ist, so braucht man es auch zur Zubereitung der Speisen. Dieses Oel ist so fett, daß man es zum Malen nicht brauchen kann, weil es nicht genung trocknet. Der Ruß, den diese Lampen machen, giebt die schwarze Farbe, die unter dem Namen der Tusche bekannt ist.

Gemeiniglich nimmt der Baumwollensaamen, den sie **Minsu** nennen, die Stelle des Oelsaamens ein. Man bereitet das Erdreich, wie wir bereits beschrieben haben, und pflanzet auch den

Saamen in eben so schmale Beete, wie den Oelsaamen, die einen Fuß weit von einander stehen. Nachdem die Pflanzen stärker sind, oder sich mehr ausbreiten, so machen sie auch die Beete breiter oder schmäler, weiter oder näher von einander. Im Monat April legen sie den Saamen in die Erde. Auf jedes Korn werfen sie einige Hände voll Asche von dem Kraute, welches das Oel hervorbringt, oder auch von einem andern: und dieses ist die ganze Düngung, die sie diesesmal der Erde geben. Man begießt die Pflanze in den trockenen Tagen, so lange bis sie das vierte Blatt treibt. Die Hitze und der Regen machen, daß sich die Blüthen, die im Monat Julius zum Vorschein kommen, im Auguste in Früchte verwandeln, die bey einem trockenen Wetter reif werden, und aufplatzen, um die Baumwolle zu zeigen.

Hierauf sammlet man sie ein, und sondert die Baumwolle von dem Saamen ab, den man bis zur nächsten Saat aufhebt. Zuviel Feuchtigkeit schadet der Baumwollenpflanze, wenn sie wachsen und zur Reife kommen soll: wenn daher das Regenwetter fortwähret, so verfaulet die Baumwolle auf dem Stengel, daher die Ernte alsdenn in Vergleichung der andern nur mittelmäßig ist. Die Mäuse suchen diesen Saamen sehr stark, nicht nur, wenn er schon eingesammlet ist, sondern auch, wenn er sich noch in seinen Kapseln befindet, und reif zu werden anfängt.

Die

Die Pataten, die sie Faucip nennen, sind die dritte und letzte Frucht, die sie auf die Terrassen pflanzen. Nach der Baumwolle arbeiten sie die Erde von neuem um, und stecken kleine Stücken von zerschnittenen Pataten, ungefähr einen Fuß weit von einander hinein. Da diese Frucht nicht so zart ist, als die vorige, langsam wächset, und der Kälte widersteht, so lassen sie ihr die letzten Monate des Jahres zum Wachsen. Diese Pataten sind von den unsrigen in etwas verschieden: sie haben eine rothe Schale, sind länger, gelb, und haben einen süßen und angenehmen Geschmack; das Kraut aber ist wie an unsern Pataten in Europa.

Sie lassen die Baumwolle nicht allezeit auf die Oelpflanze, und die Pataten auf die Baumwolle folgen. Andere Vegetabilien, als Linsen, Bohnen, Locktau und Kürbisse, nehmen bisweilen die Stelle der Baumwolle ein: gemeiniglich aber fangen sie mit dem Oelsaamen an, und hören mit den Pataten auf. Sie bereiten den Boden allemal auf die beschriebene Art, und säen keinen Saamen, der nicht zuvor einige Tage in Mistgauche oder kalt Wasser wäre eingeweichet worden. Die Yams pflanzen und behandeln sie, wie die Pataten; allein, der Boden zu den Yams ist verschieden, denn man pflanzet diese Wurzeln an so morastige und feuchte Oerter, die zu andern Pflanzen nicht taugen; bisweilen auch in ein Reisfeld, das in einem Jahre schon einmal ge-

tragen hat, und das man zu einer zweyten Ernte nicht für tauglich hält. Je länger man diese Wurzeln in der Erde läßt, desto größer werden sie; gemeiniglich nimmt man sie im Monat November aus der Erde.

Die zerschnittenen Wurzeln von Zuckerrohr, wovon ein jedes Stück zwo Sprossen hatte, legten sie über eine Viertel Elle tief in die Erde, und ließen zwischen jeder Reihe zween Fuß Platz. Sie brauchen hierzu sowohl die höchsten Terrassen, als auch die niedrigsten Oerter. In den Monaten März und April pflanzete man es an niedrigen Oertern, und in den Regenmonaten auf die Anhöhen, welches eine verschiedene Ernte giebt. Wenn das Zuckerrohr gelb zu werden anfängt, so schneidet man es ab; denn wenn man es länger stehen läßt, so fängt es an der Wurzel an zu faulen. Es wurde vier bis sechs Ellen hoch. Sie bringen an einem bequemen Ort am Ufer einige Sampanen voll Zuckerrohr, und bauen daselbst ein Haus von Bambus und Matten. An dem einen Ende dieses Hauses setzen sie einen Ofen mit zween großen Kesseln, die hineingemauert sind: an dem andern Ende befindet sich eine räumliche mit Bretern versehene Tenne, worauf zween Ochsen eine eckigte Walze von einem harten Holze ziehen. Auf diese Art wurde das Rohr, das man in Schichten unter die Walze geleget hatte, zerquetschet, und der Saft, den man vermittelst einer Rinne an das

Ende

Ende der Tenne leitete, sammlete sich daselbst in einem großen Gefäße. Dieses gequetschte Rohr legte man in den siedenden Kessel, um allen Saft herauszuziehen. Man vermischete ihn nachgehends mit dem, der bereits ausgedrücket war, ließ ihn durch ein Sieb gehen, und kochete ihn in dem andern Kessel so lange, bis er die Dichtheit eines braunen Zuckers bekam.

Das Rohr und die Blätter, die keine zuckerigten Theile mehr enthielten, wurden zu dem nöthigen Feuer gebrauchet. Wenn an einem Orte kein Zuckerrohr mehr vorhanden war, so rissen sie das Haus ein, und giengen mit dem Geräthe anderswohin. Diese Zuckersieder durchzogen das Land, um den Landleuten den Saft aus dem Rohre zu ziehen. Andere reinigten ihn nachgehends, und machten mehr oder weniger feinen Farinzucker daraus.

Von den Küchengärten.

Da ich außer einigen unvollkommenen Gärten von dieser Art keine andern zu sehen Gelegenheit gehabt habe, so wird die Beschreibung, die ich davon machen werde, nicht so vollkommen seyn, als ich es wohl wünschte. Was ich davon sagen kann, ist dieses, daß sie zu diesen Gärten gemeiniglich niedrige und thonichte Oerter wählen, und den Dünger darinne nicht schonen. Die bekannten

ten Pflanzen waren Sallat, lange und kurze Gurken, weiße Zwiebeln, Spinat, Sellerie, lange Rüben, Möhren, rothe Melde, eine Art Wasserrüben, Wasser- und andere Melonen. Den Saamen dazu haben sie zuerst von den Portugiesen erhalten. Ueberdieses findet man daselbst eine große Menge Pflanzen, deren Name und Figur uns gänzlich unbekannt ist. Der Portulac wuchs wild: da sie ihn aber nicht gebrauchen, so machten sie sich nichts daraus. Sie hatten eine Art groben Wasserspinat, in Teichen, die eine halbe Klafter tief waren. Er war so häufig darinne anzutreffen, daß er die Oberfläche ganz damit bedeckete, und in ihren Küchen machen sie starken Gebrauch davon. Den Ingwer pflanzen sie in kleinen Stücken in eine fette und thonichte Erde vier Zoll tief; und dieses geschieht in den Monaten Februar und März. Thäten sie es später, so würde die Hitze den Stengel und die Blätter zu stark treiben, und die Wurzel würde schwammig werden, und klein bleiben. Uebrigens verträgt diese Pflanze die Kälte und die Hitze.

Der Tabac wird bey ihnen Rien genennet. Der Bau dieser Pflanze ist um so viel vortheilhafter für sie, da sie in China mehr daraus machen, als an irgend einem Orte der Welt. Sie sparen dabey weder Fleis noch guten Boden. Man pflanzet ihn im Monat März, und die Pflanzen stehen anderthalb Fuß weit von einander.

Im

Im Monat August sammlet man ihn, läßt ihn rösten, und arbeitet ihn nachgehends, wie bey uns. Dieser Tabac scheint nicht von der besten Qualität zu seyn: er ist dem unsrigen sehr ähnlich; der Geschmack und Geruch aber ist mittelmäßig. Die Chineser ziehen ihn dem von Manilla, Aynam und Brasilien vor. Die getrockneten und in einer Presse auf einander gelegten Blätter, werden mit einem eisernen Instrumente eben so geschnitten, wie bey uns der Rauchtabac. Es tröpfelt ein zähes und stark riechendes Oel heraus. Wird er in größern Stücken geschnitten, so raucht er sich besser. Der Vertrieb dieser Waare ist so ansehnlich, daß man aus allen benachbarten Gegenden eine große Menge dahin bringet.

Eine Pflanze, die der Münze ähnlich ist, deren Blätter aber bleicher sind, stecken sie reihenweise auf breite Beete. Sie nennen sie Fockiyong. Im Monat März ist sie einen Fuß hoch. Ihr Bau erfordert viel Mühe und Fleis; man säet sie bey kaltem Wetter; ist es heiß, so bedeckt man sie mit Matten, um allen übeln Zufällen zuvor zu kommen. Sie schätzen diese Pflanze sehr hoch. Das Maas eines Pekel wird für funfzig Tell *) verkauft. Man glaubt,

*) Ein Tell gilt hundert französische Sols.

glaubt, daß sie sehr gut wider die Verzehrung sey.

Der wunderbare Baum (Ricinus) von der großen und kleinen Gattung, ist aus Aynam hieher gebracht worden. Sie setzen überall und ohne Ordnung welche in ihren Gärten, und besonders von den kleinen. Die Frucht giebt unter der Presse ein weißes und helles Oel in Menge. Wenn sie ihm vermittelst der Menge des Kalks und der Vitriolerde die Fettigkeit benommen haben, so machen sie einen Firnis daraus, der zum Malen gebrauchet wird. Dieser Firniß trocknet leicht, und giebt einen sehr schönen Glanz von sich.

Statt des Kohls bedienen sie sich einer Pflanze, die wegen ihrer großen und dicken Blätter dem Klettenkraute ähnlich ist, und deren Stengel aus einer dünnen Wurzel hervorwachsen.

Die Blüthe ist gelb; in dem Stamme befindet sich der Saame, und der Saame selbst ist dem Kohlsaamen ähnlich. Da sie diese Pflanze täglich gebrauchen, so wird viel davon verthan. Sie wächst sehr geschwind, und in allen Jahreszeiten: so bald eine Ernte vorbey ist, so säen sie auf eben dieses Beet von neuem wieder; man kocht sie halb, und läßt sie nachgehends trocknen. Dieses ist eine Provision, womit sie sich stark bey

ihren Seereisen versehen. Die Tartarn haben aus Peking eine Art von weißem Kohle hieher gebracht, der einen langen und schmalen Kopf hat: er wird noch nicht sonderlich gebrauchet, und ist folglich nicht sehr gemein.

Von den Bäumen.

Ob es gleich hier verschiedene Gattungen guter Obstbäume giebt: so bemerket man jedoch nicht, daß sich die Chineser besonders auf diesen Bau legen. Unter der großen Verschiedenheit von Bäumen, welche ihre Gärten und ihre Terrassen zieren, finden sich auch welche von dieser letzten Gattung. Sie haben sogar große Gärten, die ganz mit Bäumen bepflanzet sind, welches sie für eine große Pracht halten. Aus diesem Grunde sind die Gegenden um ihre Pagoden und Lusthäuser damit gezieret: allein, die meisten von diesen Bäumen sind uns unbekannt.

Der Orangenbaum, den die Portugiesen in Europa gepflanzet haben, trägt hier große und gute Früchte. In dem Canton Fockien und in den Gegenden von Amoy sollen sie, wie man sagt, noch vollkommener seyn. Es giebt hier welche von verschiedenen Gattungen: einige sind so groß, wie ein Gallapfel; andere wie Renetten; und einige sind eckigt, und sehen röthlich aus. Selten giebt man diesen Bäumen hier eine besondere

War-

Wartung; ja man pflanzet sie sogar ohne alle Ordnung. Wenn sie vor den heftigen Winden sicher sind, so wachsen sie sehr gut von sich selbst, und tragen reichliche Früchte. Die Provinzen Fockien und Quantung müssen alle Jahre eine große Menge Früchte an den Hof von Peking schicken.

Der Leichi ist ein Baum, den die Chineser eben so achten, wie den Orangenbaum. Es giebt welche von verschiedener Gattung, große, kleine und wilde: die Früchte sind so groß, wie eine Muscatennuß. Sie sind mit einer rauhen holprichten und röthlichen Schale umgeben, und wachsen, wie Weintrauben. Der Baum wird so groß, wie ein Birnbaum, und hat kleine, spitzige und stechende Blätter. Die Früchte werden getrocknet aufgehoben, und schmecken wie Corinthen. Es scheint fast unglaublich zu seyn, daß die Gegend von Canton, welches das einzige Land ist, wo dieser Baum wächst, jährlich für 100,000 Tell getrocknete Leichi Früchte hervorbringe.

Der Thee, den sie Chia nennen, und der hier in einer Insel, Canton gegen über wächst, ist wegen seiner Tugend wider die Brustkrankheiten in großem Rufe. Die Insel wird Honam, und ihr Thee Honamthee genennet. Der Strauch, der eine oder anderthalb Elle hoch ist, wächst Reihenweise auf trockenen und sandigen Hügeln. Man

Man sammlet die zarten Blätter, die eine hellgrüne Farbe haben im Monat März: man röstet sie in eisernen Pfannen, und rollet sie nachgehends, wie die andern Gattungen des Thees. Die harten und dunkelgrünen Blätter achtet man nicht. Es scheint nicht, als wenn man auf die Wartung dieses Baums großen Fleiß wendete, denn man läßt mehr als die Hälfte davon eingehen.

Der Arecabaum wächst nicht weit von Canton, wie ich aus den frischen Nüssen muthmaße, die ich hier gesehen habe. Auf der Insel Aynam waren verschiedene Pflanzungen von diesem Baume. Der Boden, worinnen er steht, ist fett und feucht. Der Baum ist dem Cocusbaume ähnlich, und hat einen geraden Stamm. Wenn die Frucht reif ist, so wird die Schaale gelb. Die Nuß ist von der Muscatennuß wenig unterschieden. Sie wird getrocknet und in die mitternächtlichen Provinzen verschickt.

Die Bethelpflanze ist nicht zart: sie wächst ohne Wartung von sich selbst, wenn sie einen bequemen Boden findet. Ihre Blätter, mit Kalk und Arecanuß gerieben, sind der so genannte Pinang, den diese und andere morgenländische Völker mit so großem Appetite kauen.

Der Manglier wächst sehr hoch, und bekömmt sehr ausgebreitete Aeste, wie der Eschen-

 baum.

baum. Das Blatt ist dem Weißdornblatte ähnlich, und die Frucht wird für eine der gesündesten in Indien gehalten.

Der Pumpelmose ist eine Art einer dicken süßen Citrone; der Baum sieht dem Citronenbaume ähnlich, die Blätter aber sind breiter.

Sie haben kleine saure Citronen, Longans, und viele andere Arten von Früchten. Sie haben auch Oromchou, wovon sie, wie uns le Comte erzählet, das Gummi zum Firniß aufheben.

Es würde zu weitläuftig seyn, von ihren verschiedenen Gattungen der Olivenbäume, Birnenbäume, Aepfelbäume und Weinstöcke, eine Beschreibung zu machen. Man kann nicht sagen, daß sie eine Gattung vor der andern vorzüglich warten, denn sie lassen sie fast alle wild. Einige Bäume pfropfen sie, und sie sind sehr glücklich darinnen.

Von den Lustgärten.

Da der Geschmack der Chineser von der andern Nation ihren, in Ansehung der Manieren, der Kleidung u. s. w. sehr verschieden ist, so fällt diese Verschiedenheit in ihren Blumen- und Lustgärten nicht weniger in die Augen. Sie bekümmern sich wenig um Parterre, Hecken, bedeckte

Gänge,

Gänge, und überhaupt um die Symmetrie; ein leerer Platz mit Steinen von verschiedener Größe, und verschiedenen Farben gezieret, welche Drachenbilder und Blumen formiren, gefällt ihnen vielmehr, als ein mit schönen Zeichnungen geziertes Parterre, dessen Zwischenräume mit grünen Sachen ausgefüllet sind. Ihre Alleen sind nicht offen, sie haben meistentheils Mauern auf den Seiten, an welche man Weinstöcke oder andere Bäume gepflanzet hat, welche an den Mauern hinlaufen. Sie ziehen sie mit Stöcken von einer Mauer zur andern, und bedecken auf diese Art die Allee. Die Bänke sind in den Alleen angebracht, die auf den Seiten keine Mauern haben, und vermittelst der dahin gelegten Steine, machen sie unzählige Hohlungen, worein sie Gefäße mit verschiedenen Blumen setzen. Die Alleen sind gekrümmet; bisweilen gehen sie über einen kleinen geraden und mit Steinen versehenen Platz hinaus, und führen zu einem offenen Lusthause, worauf Blumentöpfe stehen. Bisweilen gehen sie durch Bogen, die von dünnen Bambus gemacht sind; sie sind doppelt, und ungleich angebracht. Die Zwischenräume sind mit einer Art von Wintergrün ausgefüllet, so daß sie einer Wand, die ein großes Loch hat, ziemlich ähnlich sehen: und dadurch verschaft man sich große Verschiedenheit; Berge mit Gebüsche bedeckt, an derem Fuße Bäche laufen; diese Berge stellen Wüsteneyen vor, und sind mit dichten Bäumen um-

geben; Gebäude von drey bis vier Stockwerken, die auf einer Seite meistens offen sind, Thürme, schief gegrabene Grotten, Brücken, Teiche, mit Bohnen besäete Felder, Gebüsche in einem wilden Geschmacke, kleine Lustwälder und andere Verschiedenheiten, die eine schöne Aussicht machen. Sie haben auch unter hohen Bäumen oder an erhabenen Oertern steinerne Tafeln, die man sehr weit sehen kann.

Von ihrem Viehe.

In der Gegend von Canton, und in den am Meere gelegenen Provinzen, befleissigen sich die Einwohner sehr wenig auf großes Vieh, weil es hier nicht so nöthig ist, als in den daran stoßenden und mitternächtlichen Provinzen. Sie können ihre Felder ohne große Arbeit und ohne Hülfe der Thiere bestellen, und ihre Reisen und Transporte geschehen zu Wasser, welches ihnen vermittelst der Ebbe und der Fluth sehr leicht ist. Der Ochse ist kein angenehmes Gerücht für sie, und wird von den Fischen, die sich daselbst im Ueberflusse befinden, ersetzet. Außer den Mandarinen und den Kriegsbedienten giebt es nur wenig Leute, die Pferde halten. Zum Ackerbau bedienen sie sich blos der Ochsen und der Büffel, welches besonders an den vom Flusse entfernten Oertern statt findet; Kühe halten sie blos, um das Geschlecht zu erhalten, weil sie sich selten der Milch

bedienen. Ehemals machten sie sich noch weniger aus dem Hornvieh; sie haben nur angefangen mehr Ochsen und Kühe zu ziehen, seitdem die Europäer ihr Land häufiger besuchen, welche sowohl bey ihrem Aufenthalte, als zu ihrer Provision auf der Rückreise eine große Menge jährlich davon verzehren.

Die Hämmel sind in der Gegend von Canton nicht so gemein, als in den daran stoßenden Provinzen. Man bedienet sich ihrer Häute und ihrer Wolle in den kalten Monaten zur Kleidung: allein, sie sind ziemlich theuer, und es ist nicht jedermanns Sache, Vieh zu halten, besonders Hämmel.

In der Gegend von Canton hat man nicht so viel Esel, als weiter ins Land hinein, wo man sie zur Arbeit und zum Reisen braucht. Die Tartarn finden so viel Geschmack an dem Fleische dieses Thiers, daß sie die Mode eingeführet haben, sie wie die Pferde zu schlachten und zu essen; und ich habe wirklich Eselsfleisch hier verkaufen sehen.

Allein, wenn sie das große Vieh, wovon wir itzt geredet haben, nicht sonderlich achten, so machen sie desto mehr aus den kleinen Thieren, die sie mit weniger Mühe nähren, und größern Nutzen davon ziehen. Sie haben so viel Erfahrung

und Geschicklichkeit in diesem Theile der Oekonomie, daß sie vielen kleinen Familien überflüßigen Unterhalt verschafft.

Da sie mit großem Appetite täglich viel Schweinefleisch essen, so halten sie eine große Anzahl Schweine. Ihr Geschlecht ist fruchtbar, und kömmt gut fort. Die Sauen werfen schon, ehe sie einmal ein Jahr alt sind. Im Anfange bringen sie nicht so viel, als beym dritten oder viertenmale, da sie gemeiniglich siebenzehn bis achtzehn Ferkel bekommen, wovon selten eines stirbt. Die, welche den Samsu *) brennen, ingleichen die, welche den Reis stoßen, und die Mühlen haben, halten allemal viel Schweine. Die Fischer, nebst denen, so am Ufer wohnen, halten ihrer noch mehr, weil ihnen die Fische, womit sie sie füttern, nichts kosten; sie bekommen aber einen ölichten Geschmack davon. Ueberdieses halten fast alle kleine Familien, die auf Sampanen **) wohnen, Schweine, sowohl zu ihrem eigenen

*) Eine Art Branntewein, der von Reis gebrannt wird.

**) Sampanen nennet man die chinesischen Fahrzeuge ohne Kiel. Sie haben fast die Gestalt eines Trogs, und es giebt welche von verschiedener Gattung und Größe. Sie sind gemeiniglich bedeckt und bewohnet.

eigenem Gebrauche, als zum Verkaufe. Wenn man sieht, wie viel sie rohe und gebratene Schweine in den Straßen zum Verkaufe herumtragen, und wieviel sie täglich verzehren, da der in Stücken geschnittene Speck gemeiniglich ihr Hauptgerüchte ist; und überdieses überlegt, wieviel sie große Schweine brauchen, die sie an ihren Festtagen ganz braten, und auch viele in ihren Pagoden opfern: so muß man sich wundern, daß es eine so erstaunliche Menge daselbst geben könne; zumal da sie auch auf ihren Seereisen viel brauchen, und an die Europäer viele verkaufen. Die Spanferkel, die von der ersten und zweyten Tracht kommen, bleiben klein, so wie auch die Sauen, die zu bald werfen. Dieses ist die Ursache, daß die jungen Schweine, die man schlachten will, geschnitten werden.

Sie halten auch viel Hühner, jedoch mehr für die Fremden, als für sich selbst. Mit dem Kappen wissen sie sehr geschickt übreinzukommen. Die Küchel lassen sie von Hühnern ausbrüten, und bedienen sich nicht der Oefen darzu. Das heiße Clima und die vielen Eyer, welche die Hühner legen, trägt zu ihrer Fortpflanzung viel bey.

Es giebt auch Phasane bey Canton, doch sind sie nicht so gemein, als weiter ins Land hinein, wo sie schön sind, und verschiedene Far-

ben haben; auch bringt man sie als etwas seltenes nach Canton, und sie sind sehr theuer.

Truthühner giebt es in China nicht; und obgleich die Schiffe alle Jahr einige von der Küste von Malabar und Coromandel, welches ihr wahres Vaterland ist, bringen, so haben die Chineser doch noch nicht versuchet, die Art davon einzuführen.

Tauben von verschiedenen Gattungen vermehren sich hier sehr gut, so wie auch die Gänse. Diese sind kleiner als die unsrigen, und sehen unsern wilden Gänsen ähnlich; dahingegen ihre wilden Gänse mit unsern zahmen eine Aehnlichkeit haben.

Die Erziehung der Enten verstehen sie vollkommen gut. Nächst den Schweinen legen sie sich am meisten darauf: und da die Enten beynahe das gewöhnliche Gerücht wohlhabender Leute sind, so erfodert ihre große Consumtion, daß man sich mit Fleis auf die Fortpflanzung ihres Geschlechts lege. Das Clima, welches beständig gelind ist, und die Nähe des Flusses tragen durch die Bequemlichkeit, sie mit den kleinen Fischen und Krebsen, die auf den Reisfeldern liegen bleiben, wenn das Wasser abgelaufen ist, und folglich sehr wohlfeil zu füttern, sehr viel bey. Viele Einwohner von Canton leben bloß vom Entenhandel.

handel. Einige kaufen die Eyer, und handeln damit; andere lassen sie in Oefen ausbrüten, und wieder andere ziehen die jungen Enten auf. Die Oefen zum Ausbrüten sind außerordentlich einfach. Man legt eine eiserne Platte auf einen gemauerten Heerd; auf die Platte setzt man einen Kasten, der einen halben Fuß hoch und mit Sande angefüllet ist, worinne die Eyer reihenweise liegen. Man bedecket sie mit einem Siebe, worauf man eine Matte legt. Um sie zu erwärmen, bedienen sie sich der Kohle von einem gewissen Holze, das langsam brennt, und eine gleiche Hitze unterhält. Anfangs giebt man ihnen nur wenig Hitze, nach und nach aber vermehret man sie, bis sie so stark wird, daß die Eyer ausgebrütet werden. Wenn sie die Hitze bisweilen zu sehr vermehren, so kriechen die jungen Enten zu bald heraus, und sterben gemeiniglich nach drey oder vier Tagen. Die auf diese Art ausgebrüteten jungen Enten verkauft man denen, welche sie aufziehen. Diese Leute versuchen auf folgende Art, ob sie zu bald ausgebrütet sind; sie nehmen die jungen Enten bey dem Schnabel, und lassen den Körper in der Schwebe hängen: wehren sie sich und zapfeln mit den Füßen und mit den Flügeln, so sind sie auf die gehörige Art ausgebrütet worden; haben sie aber zu viel Hitze bekommen, so bleiben sie ruhig, so lange man sie beym Schnabel hält. Bisweilen bleiben diese letzten lebendig, bis man die jungen Enten zusammen ins Wasser gehen läßt,

welches gemeiniglich ungefähr acht Tage nach ihrer Ausbrütung geschieht. Alsdenn wackeln sie, legen sich auf den Rücken, und sterben nach einigen Convulsionen. Man zieht sie gleichwohl wieder aus dem Wasser und trocknet sie, weil sie bisweilen wieder zu sich kommen: wenn sie aber von neuem naß werden, so sterben sie sehr oft von einem ähnlichen Schwindel. Wenn das Wasser abgelaufen ist, so sammlet man die kleinen Krabben und Krebse, kocht und hackt sie, und füttert die jungen Enten anfangs bloß mit dieser Speise. Einige Tage hernach menget man gekochten Reis und gehackte Kräuter darunter. Wenn sie älter sind, so trägt man sie in eine große Sampane, woron der Boden, der von Bambusholze gemacht ist, über das Wasser herausgehet. Diese Sampane ist mit einem Gange umgeben, und mit einer Brücke versehen, die sich nach dem Wasser zuneiget; man giebt den jungen Enten eine alte Stiefmutter, welche sie führet, wenn man sie von der Brücke ins Wasser gehen läßt. Die alte Ente ist dermaßen an das Geschrey gewöhnet, das von der Sampane kömmt, wenn man sie des Abends versammlen will, daß sie halbschwimmend und halbfliegend darauf zukömmt. Sie verändern alsdenn den Platz mit ihrer Sampane, und legen sich an einen andern Ort, wo mehr Nahrung für ihre Enten ist, und lassen sie alle Tage ans Ufer auf die Reisfelder gehen. Man muß sich wundern, wenn man siehet, wie

diese Sampanen mit tausenden von großen und kleinen Enten umgeben sind: das Sonderbarste darbey ist, daß, wenn viele Sampanen an einem Orte ihre Enten weiden lassen, und man rufet sie des Abends, jede Ente die ihrige zu finden weis. Die Chineser beschäftigen sich beständig mit der Entenzucht, nur die drey Wintermonate nicht: und ob sie gleich viel Sorgfalt erfodert, so ist es ihnen doch nicht allzubeschwerlich; denn sobald die jungen Enten vierzehn Tage alt sind, so sind sie im Stande, sich ihre Nahrung selbst zu suchen.

Die Seidenwürmer verdieneten wegen ihres Nutzens, daß man hier davon redete, sowohl, als von der Art sie zu behandeln: allein, da man in andern Nachrichten ausführliche Beschreibungen davon findet, so übergehe ich sie mit Stillschweigen, und will blos anmerken, daß die Chineser diese Würmer mit großem Appetite essen, nachdem sie die Seide davon abgewunden haben. Sie lassen sie entweder frisch kochen, oder trocknen sie. Ein Catti von diesen getrockneten Würmern gilt acht bis neun Candarins.

Gegen Chinchiau soll eine sehr große Art Seidenwürmer seyn, wovon man eine so dicke Seide bekömmt, daß sie anfangs aussieht, wie Hanf. Die Einwohner machen gleichwohl eine Art Zeug daraus, das, wenn es neu ist, wie eine rohe Leinewand aussiehet: allein, durch den Gebrauch und durch ein wiederhohltes Waschen bekömmt

kömmt es einen Glanz, und nimmt sich besser aus. Diese Seide scheint sich nicht färben zu lassen, weil man ihr niemals diese Zubereitung giebt. Wie man versichert, so soll sie außerordentlich dauerhaft seyn. Man nennet sie nach dem Orte, wo sie herkömmt, Chinchiau.

Von dem Fischfange.

In diesem Lande, dessen Küste mit einer großen Menge verschiedener Fische reichlich versehen ist, wird der Taho, ein langer und an seiner Mündung breiter Fluß für den fruchtbarsten an allen Arten von Fischen gehalten. Man sollte glauben, daß die Ebbe und Fluth den Fischfang hinderte, besonders an den steilen Oertern, wo es mit dem Netze beschwerlich ist: allein, sie fangen gleichwohl eine große Menge Fische damit. Ihre gemeinste Art zu fischen ist folgende: sie stecken lange Stangen oder Pallisaden in die von dem Ufer entfernten Sandbänke, eine Ruthe weit von einander. Von einer Stange zur andern hängen sie schwarz gefärbte und von einem starken Faden gestrickte Fischreussen an. Dieses macht, daß sich die Fische, die am Ufer hinziehen, darinnen fangen. Diese Art zu fischen kömmt mit unsern Fischreussen überein, die wir in die Flüsse legen.

Sie haben auch eine Menge Körbe, die von Bambusstöcken und Weidenruthen gemacht sind.

Diese Körbe sind anderthalbe Ruthe lang, und sehen ebenfalls aus, wie unsere Fischreussen. Sie bedienen sich derselben, wenn das Wasser höher steigt, als gewöhnlich. Sie legen sie längst dem Ufer hin, lassen aber an beyden Enden der Reihe Oeffnungen. Sie halten sich daselbst ruhig mit ihren Sampanen oder Fahrzeugen, damit der Fisch, der das Ufer sucht, gleich hineingehen könne. Sobald er hinein ist, so findet er eine Reihe Körbe, die in die Queere gegen das Ufer gelegt sind, und welche ihn nicht wieder heraus-lassen. Wenn das Wasser anfängt abzulaufen, so machen sie den Raum, den sie offen gelassen hatten, mit eben solchen Körben zu. Ist das Wasser gänzlich abgelaufen, so gehen sie in die Umzäunung hinein, um die Fische zu sammlen. Sie bedienen sich auch eines schwimmenden Netzes, das zwischen zween Fahrzeugen befestiget ist, mit welchem sie während der Fluth herumfahren, und die Fische fangen, die sie antreffen.

Sie haben auch ein großes Netz, das an zwo Bambusstangen befestiget ist, womit sie sowohl auf ihren Seereisen, als mitten im Flusse fischen.

Sie hängen Würmer und Krabben an die Angeln, womit sie Aale und andere kleine Fische fangen. Sie bedienen sich auch einer Art Sampanen, die lang und niedrig sind, und an den Seiten weißgefärbte Breter haben. Auf diesen Sampanen halten sie in der Nacht ein kleines Feuer,

und die Fische, welche der Schein des Feuers herbeylocket, springen in die Sampane. Diese Sampanen sind eigentlich für eine Gattung von Fischen gebauet, die sie Meeralet nennen.

Sie fischen häufig mit dem Netze und mit der Angel zwischen der Brandung und dem Ufer, und fangen viel Fische, die sie einsalzen oder trocknen, um sie in den benachbarten Städten und Dörfern zu verkaufen.

Unter der großen Verschiedenheit von Fischen findet man welche, die denen bey uns bekannten Fischen ähnlich sind, als dem Karpfen, Barschen, u. s. w.; allein, ich kann nicht sagen, ob es eben die Gattungen sind. Die, welche ich gewiß kenne, sind die Aale, die Krabben, die Garneelen, die Austern, die Muscheln und die Hummer. Von diesen letztern fänget man in den Klippen bey Macao sehr große. Die Schaalen verbrennen sie, um Kalk daraus zu machen, und der breitesten bedienen sie sich statt der Ziegel, um ihre Häuser damit zu decken.

Kurze

Kurze Nachricht
von dem
gegenwärtigen Zustande
der
engländischen Colonien
in
dem mitternächtlichen
Amerika.

Vorbericht.

Das vollständige Werk über die englischen Kolonien in dem mitternächtlichen Amerika ist des Herrn William Douglas historische und politische Beschreibung, wovon die zweyte Auflage im Jahre 1760 in zween Theilen zu London mit Verbesserungen heraus gekommen ist. Dieser Arzt hat die Materialien darzu in Amerika gesammlet, wo er sich verschiedene Jahre aufgehalten hat. Man findet darinn vortreffliche Sachen, besonders von den Provinzen, worinnen er sich aufgehalten hat. Dieses Werk ist jedoch nicht zusammenhängend. Er hatte sich zwar vorgenommen es in den Stand zu setzen: allein, da er sich in dem Alter dem Trunke ergeben hatte, so verlor er die zu einer solchen Arbeit nöthigen Kräfte.

Herr Kalm, ein berühmter Botaniker aus der Schule des Herrn Linnäus,

näus, und Professor der Oekonomie zu Abo in Schweden hat im Jahre 1753 die Reise in drey Bänden herausgegeben, welche er auf Befehl der schwedischen Akademie der Wissenschaften nach dem mitternächtlichen Amerika gethan hatte. Es stehen sehr gute Sachen in diesem Werke, und Herr Fränklin wird bey verschiedenen Gelegenheiten darinne angeführet: allein der Verfasser hat ihn nicht allezeit recht verstanden.

Kurze Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der engländischen Colonien in dem mitternächtlichen Amerika,

aufgesetzt von

Dominicus Blackford.

Die östliche Küste des mitternächtlichen Amerika, worauf die Engländer ihre Colonien angeleget haben, ist durchgängig kälter als die Länder in Europa, welche unter eben dem Clima liegen. Man hat auch nicht bemerket, daß das Clima dieses Landes gelinder worden wäre, seit dem man es urbar zu machen angefangen hat. Die Naturforscher haben beobachtet, daß die Ostküsten durchgängig kälter sind, als die gegen Westen; also ist das mitternächtliche Amerika, welches den Engländern gehöret und Kamdschatka kälter als die abendländische Küste dieses Theils von Amerika.

Fast die ganze Ostküste des mitternächtlichen Amerika ist sandig: die große Anzahl kleiner Inseln, welche sich längst dieser Küste hin befinden, sind aus Sandbänken entstanden, welche das Meer nach und nach formiret hat. Selbst die Küste von Florida ist sandig und unfruchtbar; weiter hin aber ist das Land vortrefflich.

Die Eingebornen des mitternächtlichen Amerika oder die ursprünglichen Einwohner des Landes machen viele kleine Nationen aus, deren jede ihre besondere Sprache hat, welche gemeiniglich von der benachbarten Völker ihrer ganz verschieden ist: allein, alle diese Völkerschaften von der Meerenge Davis an, bis nach Florida, haben einerley Gestalt. Man sollte sagen, sie hätten alle einerley Vorfahren gehabt. Die Männer sind alle bräunlich, ihre Haare sind schwarz; ihre Augen sind von eben der Farbe, und sind alle ohne Bart; daher sie auch die Europäer die bärtige Nation nennen.

Wir sind Brüder, sagen zween Wilde von zwo verschiedenen Nationen zu einander, wenn sie sich ansehen, und mit den Europäern vergleichen. Sie leben alle noch in der Wildniß, eine kleine Anzahl ausgenommen, welche man in Dörfer zu versammlen und gewissermaßen gesittet zu machen das Glück gehabt hat. Ihre Nahrung bestehet in Pflanzen und Wildpret; den Ackerbau kennen sie nicht, und Vieh, als Pferde, Hühner, u. s. w. haben sie ebenfalls nicht.

Vor der Ankunft der Europäer waren ihre vornehmsten Pflanzen, türkisch Korn oder Mais, eine gewisse Art von Bohnen und Tobak. Der Tobak und Mais sind Amerika natürlich: und nur erst seit der Entdeckung der neuen Welt sind diese Dinge auf der übrigen Erdkugel ausgebreitet worden. Sie kochen den Mais und die Bohnen auf dem Feuer wie wir, und das Fett von Bären dienet ihnen statt der Butter. Salz brauchen sie nicht. Sie rauchen seit einer undenklichen Zeit Tobak, und rauchen ihn überall, auch so gar in ihren Nationalversammlungen. Diese drey Pflanzen sehen sie für ein besonderes Geschenk des Himmels an; denn nach einer alten Tradition unter ihnen traf ein Amerikaner einst eine schöne Frau auf einem Hügel sitzend an: und nachdem sie ihm ihre Achtung durch eine tiefe Verbeugung zu erkennen gegeben hatte, so sagte sie, daß sie von oben käme, und befahl ihm, das folgende Jahr wieder auf diesem Hügel zu kommen. Er gehorsamete ihrem Befehle, und fand sie an eben der Stelle sitzen: zu ihrer Rechten lag Mais, zur Linken Bohnen, und vor ihr Tobak. Mit diesen drey Pflanzen machte sie dem Amerikaner ein Geschenk. Vor der Ankunft der Europäer hatten sie kein ander Getraide als Mais; der Waizen, der Rocken, die Gerste, der Hafer u. s. w. waren ihnen gänzlich unbekannt. Die Europäer haben zuerst welches nach Amerika gebracht, so wie auch alle zahme Thiere, welche sich wie die europäischen Men-

schen auf eine unglaubliche Art daselbst vermehret haben.

Man kann hieraus urtheilen, wie wenig Glauben die Erzählungen des spanischen Geschichtschreibers, Anton de Solis, von der Eroberung des Reichs Mexico verdienen. Er beschreibt die Hauptstadt von Mexico als eine bevölkerte und mächtige Stadt. Die Mexicaner waren wild, und da sie weder Künste noch Politur kenneten, wie hätten sie eine so große Stadt bauen können? Wo hätten sie so viel Lebensmittel hergenommen; sie, die weder Feldbau noch Vieh hatten; und wie hätten sie diese Lebensmittel und andre nöthige Dinge in die Stadt schaffen können, da sie ganz und gar keine Lastthiere hatten, weil ihnen alles zahme Vieh gänzlich unbekannt war?

Die Waffen der Wilden in dem mitternächtlichen Amerika bestehen in Bogen und Pfeilen, welches bey allen Nationen der Welt die ältesten Waffen sind. Zum Schießen bedienen sie sich auch der Zähne von wilden Thieren. Sie haben einige Kenntnisse vom natürlichen Rechte, und beobachten sie unverbrüchlich, auch so gar gegen ihre Feinde. Das Scalpiren nehmen sie gemeiniglich nicht eher vor, als bis sie glauben, daß ihr Feind todt ist. Alsdenn machen sie mit einem schneidenden Instrumente oben auf dem Kopfe des getödteten Feindes ein rundes Loch, das ungefähr so breit als eine Hand ist, ziehen die

die Haut ab, und nehmen sie als ein Siegeszeichen mit sich fort. Bisweilen kommen Leute, die auf diese Art scalpirt worden sind, wieder zu sich, und lassen sich nachgehends heilen. Es giebt einige in Pensylvanien, die diese Operation überstanden haben, denn das Scalpiren ist an sich nicht tödtlich.

Es versteht sich von selbst, daß die Wilden blos zu Fuße fechten: Sie haben keine Pferde, und wenn sie welche hätten, so würden es wilde Pferde seyn, weil sie überhaupt kein zahmes Vieh haben.

Die Wilden, welche in dem Lande hinter Pensylvanien wohnen, sind von den Franzosen Iroquois genennet worden. Die Engländer nennen sie die fünf Nationen, oder die conföderirten Indianer. Sie sind durch ein genaues Bündniß mit einander vereiniget, welches sie lange zuvor geschlossen, ehe sich die Engländer bey ihnen niedergelassen haben. Die Mohocks haben sich zuerst mit einer andern Nation verbunden, und nach und nach sind die übrigen gefolget. Gegenwärtig gehören ihrer sieben zu diesem Bündnisse. Zu gewissen Zeiten halten sie ihre Versammlungen, und ihren großen Rath, worinne sie sich über das öffentliche Wohl berathschlagen. Man kann diese Nationen nicht anders als durch ihre Sprachen unterscheiden, welche alle verschieden sind. Die Engländer nennen sie Unterthanen des Königs: allein, sie

sind den englischen Gesetzen im geringsten nicht unterworfen, und sie bezahlen auch keine Abgaben; die englischen Colonien geben ihnen vielmehr einen Tribut unter dem Titel eines Geschenks. Die Anzahl der Wilden in dem mitternächtlichen Amerika, nimmt überhaupt nicht zu: die wilden Nationen, die neben den Europäern wohnen, vermindern sich augenscheinlich, und werden immer schwächer. Die beyden Geschlechter sind ganz kalt gegen einander, und die Männer lassen es geschehen, daß ihnen die Weiber allen vertrauten Umgang untersagen, so bald sie merken, daß sie schwanger sind, weil sie glauben, daß dieses ihre Niederkunft viel beschwerlicher machen würde. Sie säugen ihre Kinder dritthalb Jahr und drey Jahr; und diese ganze Zeit über erlauben sie ihren Männern nicht, ihnen zu nahe zu kommen. Zur Ursache dieses langen Säugens geben sie an, daß sie keinen Mehlbrey oder ein anderes zartes Gemüse haben, um ihre Kinder damit zu füttern, wie die Europäer; und daß sie folglich genöthiget sind, sie mit ihrer Milch zu nähren, bis sie sich im Stande befinden, das Fleisch zu essen und zu verdauen. Die Wilden, die in der Nachbarschaft der Europäer wohnen, haben über dieses eine erstaunliche Menge Menschen durch die Pocken verloren, eine Krankheit, die ihnen völlig unbekannt war, ehe sie mit den Europäern einige Gemeinschaft hatten. Die andern haben sich angewöhnet, Brantwein oder Rum zu trinken, welches ein von Zucker

distil-

distillirter Liqueur ist, und den die Europäer gegen Pelzwerk bey ihnen vertauschen. Es ist ein sehr hitziges Getränke, worinne sich alle, Männer, Weiber und Kinder berauschen.

Die Felder in dem mitternächtlichen Amerika sind von den Engländern viel langsamer urbar gemacht worden, als auf den Inseln, welche sie die westindischen oder Zuckerinseln nennen. Auf diesen haben sie sich viel später niedergelassen, ungefähr gegen das Jahr 1640; und in zwanzig Jahren hatten sie schon blühende Colonien, wie z. E. auf der Insel Barbados: da hingegen in dem mitternächtlichen Amerika über sechzig Jahr eher Feldbauer gewesen sind. Dem ungeachtet hat es mit diesen Colonien bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in Ansehung der Ausfuhre der Landesprodukten und der Anzahl der Menschen wenig zu bedeuten gehabt. Die Ursache dieser Verschiedenheit kann zum Theil von der größern Fruchtbarkeit der Inseln herrühren, welches mehr Leute an sich zog. Man fand daselbst von Seiten der Wilden weniger Hindernisse, das Feld zu bauen, da sie auf den Inseln nicht so zahlreich sind. Der leichte und einträgliche Schleichhandel mit den Spaniern war ebenfalls eine Reizung, die sie dahin zog: allein, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist die Anzahl der Einwohner in den Colonien des mitternächtlichen Amerika ganz unglaublich angewachsen, und nimmt täglich zu. Ihre Bevölkerung über-

trifft die auf den Inseln sehr weit, obgleich die Inseln, überhaupt zu reden, immer noch wachsen. Diese Ungleichheit zwischen den Colonien in dem mitternächtlichen Amerika und auf den Inseln wird täglich stärker.

Herr Franklin hatte bereits im Jahre 1751 in einer besondern Abhandlung bewiesen, daß sich die Anzahl der Menschen in dem mitternächtlichen Amerika, ohne die Fremden zu rechnen, die sich daselbst niederlassen, in fünf und zwanzig Jahren verdoppelt, und daß diese Verdoppelung, wenn man die darzu gekommenen Fremden mitrechnet, in einigen Provinzen in achtzehn, in sechzehn, und so gar in vierzehn Jahren geschehen ist. Diese Vermehrung des Geschlechts wird daselbst so lange beständig fortgehen, als noch hinlängliches Feld urbar zu machen seyn wird: allein, wegen der neuen Erlangung von Canada und Louisiana geht dieses so zu sagen ins Unendliche fort. Im Jahre 1750 zählete man in den Colonien des mitternächtlichen Amerika ungefähr eine Million Seelen. Douglas zählete ihrer kurze Zeit hernach eine Million und 51000; Neger und Soldaten nicht mit gerechnet. Also wird das mitternächtliche Amerika nach dem angezeigten Verhältnisse gegen das Jahr 1775 zwey Millionen Seelen haben, und zu Ende des Jahrhunderts vier Millionen.

Um die Fremden anzulocken, hat das Parlament durch eine Akte beschlossen, daß ein Mann, wenn er sieben Jahr in diesen Colonien gewohnet hat, und von der protestantischen Kirche ist, das englische Bürgerrecht erhalten hat: er muß aber nicht nur da gewesen seyn, sondern auch diese Zeit über eine Haushaltung daselbst gehabt haben. Dieses Recht kann man in England nicht anders als mit vieler Mühe und großen Kosten erlangen, weil man sich an das ganze Parlament wenden muß, wenn man naturalisiret seyn will. Der Colonist hingegen bezahlet nur einige Schillinge für ein Zeugniß von dem Gouvernement der Provinz, wo er wohnet, und dieses Zeugniß ist in ganz England gültig.

Längs der Küste hin, und einige Meilen in das Land hinein, ist von den mittlern Colonien alles urbar gemacht, und dieses gehet immer weiter fort in das Land hinein. In Pensylvanien, wo die Familie des Pen das ganze Land eigenthümlich besitzet, kann sich einer ein Stück Land, das er urbar machen will, selbst wählen, bezahlt dem Eigenthümer zehn Pfund Sterling nach dem Werthe des Landes für hundert Acker, und verbindet sich, für jeden Acker einen halben Pfennig Erbzinns zu bezahlen. Alsdenn ist er völlig Herr davon, ohne daß diese kleine Auflage wider seinen oder seiner Erben Willen jemals vermehret werden kann.

Oft

Oft werden auch die Pflanzungen in dieser Provinz auf folgende Art gemacht: Unter den Colonisten giebt es viele Jäger, die sich einzig und allein mit der Jagd beschäfftigen. Damit nun diese Leute ihre Handthierung desto besser zu treiben im Stande sind, so halten sie sich nahe bey einem Holze auf. Das erste was sie thun, ist, eine hölzerne Hütte zu bauen. Dieses geschieht folgendergestalt: Der Jäger bittet zwanzig oder dreyßig von seinen Nachbarn zu sich; diese hauen die nöthigen Bäume, legen sie in einem recht winklichten Viereck über einander, füllen die Zwischenräume mit Thon aus, und machen die nöthigen Oeffnungen und das Dach. Kurz, sie bauen ihm ein hölzernes Haus, und für alles dieses giebt er ihnen weiter nichts als ein Faß Branntwein: allein, er steht seinem Nachbarn in gleichem Falle ebenfalls zu Diensten. Bey dieser Hütte legt er einen kleinen Garten an, und bereitet ein Feld, um Getraide zu säen, so viel er für sich und seine Familie braucht. Dieses Land ist gemeiniglich mit Holze bedeckt, daher er erstlich das Gebüsche abhauet; von den großen Bäumen aber hauet er nur die Aeste ab, und nimmt ihnen die Schale; alsdenn kann er das Land umarbeiten und säen. Die Bäume, denen man die Schale genommen hat, gehen aus, und ziehen keinen Saft mehr aus der Erde. Eine große Anzahl von diesen Jägern wohnen weit von den Colonien, nahe an einem Holze oder in dem Holze selbst. Einige Jahre darnach,

wenn

wenn dieses Land zum erstenmale umgearbeitet ist, kommen arme Schottländer oder Irrländer, die sich niederzulassen suchen. Hier finden sie nun ein Land das bereits halb urbar gemacht ist; sie kaufen es von den Jägern, und lassen sich von dem Eigenthümer des Landes ein Document geben, wenn sie den gesetzten Preis bezahlen. Dieses Document hatte der Jäger noch nicht, seine Besitzung war nur auf eine Zeitlang. Itzt geht er weiter, bauet sich eine neue Hütte, und macht ein ander Stück urbar. Der Schottländer oder Irrländer machet sein Land völlig zurechte, und bauet auf eben die Art ein neues Haus von Zimmerholze; nur mit dem Unterschiede, daß er die Zwischenräume mit Holze ausfüllet. Die alte Hütte bleibt, und wird ein Stall. Nach einigen Jahren bauet er ein neues Wohnhaus von Ziegelsteinen, das bequemer und vester ist; und sein zweytes Haus gebraucht er alsdenn zur Küche oder zu einer Niederlage. Oft verkauft der Irrländer oder Schottländer alles wieder an Deutsche. Diese letztere Nation, von der sich neunzig bis hundert tausend Seelen in Pensylvanien befinden, hat den Grundsatz, daß es besser ist, das Geld an Ländereyen zu legen, als etwas anders zu kaufen. Der Irrländer oder Schottländer findet seinen Vortheil dabey, wenn er sein Feld auf diese Art verkaufen kann, und weis, wie er sich anders verschaffen soll: also verkauft ers, und der Deutsche bleibt zuletzt der wahre Eigenthümer von den neuen Pflanzungen.

In

In Pensylvanien ist kein Gesetz vorhanden, das ein Landgut in zu kleine Theile zu theilen verbietet, oder ein Feld zu vergrößern, indem man andre daran liegende damit verbindet, oder viele auf einmal zu besitzen. Bis hieher ist für die Bevölkerung von einer solchen Vermehrung der eigenthümlichen Felder kein Nachtheil zu befürchten, weil noch so viel Land urbar zu machen übrig ist, wenn auch der Arme den Reichen Platz zu machen genöthiget seyn sollte. Allein, außer dem daß reiche Leute ihr Vermögen bey der Handlung vortheilhafter anzulegen wissen, als bey Ländereyen, so sind die Pachthöfe in dieser Provinz noch nicht eingeführet, und ein jeder baut für seine eigene Rechnung das Land das er besitzet. In Neuengland sind bereits einige Pachthöfe: und dieses kömmt daher, weil sich daselbst sehr wohlhabende Einwohner befinden, die Felder von einem großen Umfange besitzen. Ich vermuthe, daß eben dieses in Carolina geschiehet, und daß überhaupt in diesen beyden Provinzen und vielleicht auch noch in andern Colonien, reiche Privatpersonen für sich und ihre Erben ganze Dörfer, und so gar verschiedene Dörfer erlangen können, wenn sie auf ihre Kosten einen gewissen Strich urbar zu machen unternehmen; z. E. wenn sie zehn, zwanzig tausend und noch mehr Acker annehmen, und nachgehends Colonien dahin führen. Auf diese Art wird es Eigenthümer von einem Theile einer Colonie geben, so wie es welche von ganzen Colo-

nien giebt. Herr Kalm erzählet in seiner Reise nach dem mitternächtlichen Amerika im zweyten Theile S. 411. daß man es in Neu-York bey nahe eben so mache.

Wenn ein solcher Feldbauer, ohne ein Testament zu machen, stirbt, und hinterläßt verschiedene Kinder, so erbt der älteste gemeiniglich die liegenden Gründe, und die andern müssen sich mit einer gewissen Summe Geld nach Beschaffenheit der Erbschaft befriedigen; der älteste Sohn bekömmt nämlich zwey Drittel von der väterlichen Erbschaft, und die andern Kinder, es mögen Söhne oder Töchter seyn, bekommen nur einen Theil. Hat ein Vater viel Kinder, und er sieht voraus, daß nach seinem Tode sein Gut in allzu kleine Theile getheilet werden würde, so verkauft ers oft, und kauft von dem Eigenthümer des Landes ein größer Stück, welches er nachgehends urbar machet; und auf diese Art können es die Kinder mit der Zeit theilen, und bey einander wohnen bleiben.

In Neu-England kann man das Feld nicht so willkührlich urbar machen als in Pensylvanien; es ist daselbst Gesetzen unterworfen. Man bauet auf einmal ganze Dörfer, und bestimmet so viel als möglich ist, die nächsten Felder darzu. So bald sechzig Familien vorhanden sind, die dieses thun wollen, und sich anheischig machen, eine Kirche zu bauen, und einen Prediger nebst einem Schulmeister zu besolden, so giebt ihnen die Versamm-

sammlung das nöthige Privilegium darzu; denn die Provinzen in Neu-England stehen unter keinem Eigenthümer. Dieses Privilegium giebt ihnen zugleich Sitz und Stimme in der Versammlung, zu welcher sie zween Deputirte schicken können. Der Strich, den man ihnen anweiset, beträgt gemeiniglich sechs englische Meilen ins Gevierte. In diesem Striche wählet sich dieses neue Volk einen Ort, um das Dorf zu bauen. Dieses Dorf wird gemeiniglich viereckigt gebauet, und die Kirche in der Mitte. Sie theilen das Feld unter sich, und jeder macht einen Zaun um seinen Theil, und bauet ihn nach seinem Gefallen: das Holz aber bleibt gemeinschaftlich. Es stehet ihnen frey in der Folge in eben diesem Umfange ein neues Dorf zu bauen, wenn sie es für gut befinden.

Auf diese Art bauet man beständig neue Dörfer in Neu-England; und man macht das Feld in einer gewissen Ordnung und im Großen urbar. Jedes neue Dorf liegt an dem andern, und vereinigt sich mit der alten Colonie. Diese nimmt beständig zu, und zwar so, daß sie immer ein zusammenhängendes Ganze bleibt. In Pensylvanien denkt man nicht einmal an diese Regelmäßigkeit. Der große Eigenthümer sucht nur viel Land zu verkaufen, und er verkauft alles was man will, und so viel als ein jeder verlanget. Die Beschwerlichkeit, die hieraus entsteht, empfindet man besonders zu Kriegszeiten, wenn die

Wilden Einfälle thun. Denn da sich auf den Gränzen eine große Menge Häuser und Meyerhöfe hier und da zerstreuet befinden, so können die Einwohner einander nicht beystehen, und die Wilden überfallen sie einzeln, plündern sie und bringen sie um; oder sie müssen sich, um dieses Unglück zu vermeiden, in die Colonie ziehen, der sie dadurch zur Last fallen.

Es giebt in Virginien, in Maryland und in den beyden Carolinen eine große Menge Negers. Allein, in Pensylvanien und weiter nach Norden zu, giebt es ihrer nur sehr wenig. Man hat besonders in Pensylvanien den Grundsatz, ihre Einführung so viel als möglich zu beschweren; zumal da der Bau des Tobaks, des Reises und des Indigo keine so harten Arbeiten sind, die es nothwendig machten; wer daher einen Neger nach Pensylvanien bringt, der muß zehn Pfund Sterling Eingangszoll für ihn bezahlen.

Diese schwarzen Sklaven genießen in allen Colonien die Vorzüge der Gesetze, als Unterthanen des Staats, eben so gut als freye Leute. Wenn ihn ein Colonist oder der Herr des Negers selbst ums Leben bringt, so wird er ebenfalls zum Tode verurtheilet. Legt ein Herr seinem Sklaven eine zu harte Arbeit auf, oder mißhandelt ihn, so kann sich dieser deswegen beym Richter beklagen. Ueberdieses ist es kein Vortheil für die Herren, ihre Sklaven durch allzuviel Arbeit oder durch schlechte Nahrung abzumatten,

denn sie verlieren am meisten, wenn sie sterben. Kurz, die Neger genießen alle Vorzüge der Menschlichkeit, nur daß sie nicht frey sind und kein Eigenthum haben. Die Bedienten in den Colonien, die keine Sklaven sind, sind von zweyerley Gattung. Die eine ist auf dem europäischen Fuß; die Knechte und Mägde vermiethen sich auf sechs Monate, oder auf ein Jahr, und es stehet ihnen eben so frey den Abschied zu fordern, als ihren Herren, ihnen den Abschied zu geben. Die andre Gattung hat etwas sonderbares an sich. Es gehen oft arme Schottländer, Irrländer und Deutsche nach Amerika, um daselbst ihr Glück zu suchen, wenn sie es in Europa nicht zu machen glauben; und sie begeben sich zu Schiffe, ohne daß sie dem Capitain die Ueberfahrt bezahlen können. Dieser hat also das Recht ihnen einen Herrn zu suchen, der ihm eine gewisse Summe dafür bezahlet, für welche diese Neuangekommenen eine gewisse bestimmte Anzahl von Jahren und ganz und gar nicht auf Zeit Lebens, blos für die Kost ohne Bezahlung dienen müssen.

Da in den deutschen Ländern die leibeigenen Bauern gemeiniglich mit Auflagen beschweret werden, und nicht einmal ihre Felder gehörig bauen können, weil ihnen das Wild die Saat beständig wegfrißt, welches sie schonen müssen, weil es zum Vergnügen ihrer Herren dienet: so macht oft die Verzweiflung, ihre gehörige Nahrung zu

finden,

finden, daß sie die Felder ihrer Väter verlassen, und ihre elenden Tage in einer andern Welt zu verlängern suchen. Es gehen also beständig welche nach Amerika, ob es gleich einem Hausvater schwer ankommen muß, sein Vaterland zu verlassen. In Holland und anderwärts schiffen sie sich ein, und man sieht bisweilen in Rotterdam Schiffe, worauf sich drey bis vier hundert von diesen Unglücklichen befinden. Ob nun gleich die Ueberfahrt nicht allzulang ist, so kommen ihrer gleichwohl oft viel unter Wegens um, weil sie entweder übel gehalten werden, oder weil ihnen der Schiffscapitain grausam begegnet, der die Thiere seines Geschlechts verkennet, wenn sie nicht so wie er in England geboren sind. Man hat in Deutschland wiederholte Verordnungen, und nur noch kürzlich wider die Auswanderungen gemacht: allein, dem ungeachtet geschieht es beständig heimlich. Das sicherste und leichteste Mittel, diesem Emigriren zuvor zu kommen, würde ohne Zweifel seyn, wenn man den Bauern die Gelegenheit erleichterte, ihre Nahrung zu finden, und wenn man ihnen etwas weniger hart begegnete.

Es giebt so gar Leute, die einen Handel daraus machen, daß sie die Bauern überreden, ihr Vaterland zu verlassen, und sich nach Amerika zu begeben. Diese Werber sind in Pensylvanien und in einem Theile von Deutschland, besonders in der Pfalz, unter dem Namen der Neuländer bekannt.

Es trägt sich oft zu, daß eine ganze Familie, die aber arm ist, nach Amerika übergeht, und ihre Nahrung mit großer Mühe daselbst findet: alsdenn verkauft der Vater eins oder etliche von seinen Kindern einem Herrn, und diese müssen, wie wir bereits gesagt haben, für die bloße Kost dienen; dafür aber lernen sie auch etwas, z. E. den Ackerbau, ein Handwerk, oder das Kochen. Diese Dienstbarkeit währet so lange, bis die Kinder mündig sind, das ist, bey den Knaben, bis ins ein und zwanzigste Jahr, und bey den Mägdchen, bis ins achtzehnte. In gewissen Fällen währet sie nur acht Jahr, und kann auf keine Art verlängert werden. Nach dieser Zeit sind die Kinder vermöge des Gesetzes frey, und der Herr, dem sie gedienet haben, muß ihnen etwas geben, damit sie ihre eigene Haushaltung anfangen können, z. E. eine Kuh, das Geräthe zum Ackerbau oder zu einem Handwerke. Auf diese Art haben alle arme Kinder die Aussicht, sich als freye Leute niederzulassen, so bald sie mündig sind. Die armen Aeltern finden auch eine Erleichterung darinnen, und brauchen ihre Kinder nicht zu ernähren: überdieses wissen sie, daß diese etwas lernen, ohne daß sie das Lehrgeld zu bezahlen brauchen, und bekommen auch etwas Geld. Die Herren können ihrer Seits ebenfalls zufrieden seyn, daß sie ihre Bedienten so wohlfeil bekommen. Vermuthlich ist dieses Gesetz daher entstanden, weil die Bedienten ehemals so selten waren.

Es findet sich überdieses noch eine besondre Gattung von Knechten in Amerika, welche zwischen den gewöhnlichen Bedienten und den Sklaven das Mittel halten. Diese sind die Transportirten. In Großbrittanien verurtheilet man gemeiniglich Leute, die sich etlicher Verbrechen schuldig gemacht haben, und kein Vermögen besitzen, auf sieben oder vierzehn Jahr in die Colonien transportirt zu werden. Dieses ist eine Verbannung aus der Insel von Großbritannien, und der Verbannete darf bey Strafe des Galgens vor der bestimmten Zeit nicht wieder dahin kommen. Läßt er sich nun daselbst betreten, ehe die Zeit seiner Verbannung verlaufen ist, so darf nur bewiesen werden, daß er derselbe ist, und er wird sogleich gehenket. Die Justiz verkauft gemeiniglich diejenigen, die zu dieser Verbannung verdammet sind, an einen Schiffscapitain. Dieser bringt sie in die Colonien und verkaufet sie auf die gesetzte Zeit als Sklaven. Nach dieser Zeit ist der Sklave wieder frey. Ehemals hatte man gern solche Sklaven, um dem Mangel der Arbeitsleute abzuhelfen: allein, da die Colonien heut zu Tage stark genug bevölkert sind, so verlangen sie keine mehr. Sie bleiben meistentheils Bösewichter, und man muß sie gemeiniglich einige Monate nach ihrer Ankunft neuer Verbrechen wegen henken.

Man erlaube mir, einen Einfall von einem dieser saubern Herren anzuführen. Als ich in

London war, so sah ich einen Haufen solcher Leute aus dem Gefängnisse kommen, und durch den Wapping (eine Vorstadt von London, nicht weit von der Themse) gehen, um sich in ein Schiff zu begeben, das zu ihrer Ueberfahrt bestimmt war. Sie waren alle lustig; einer von den Zuschauern bemerkte es, und sagte ganz laut: diese Unglücklichen sind noch lustig. Ja wohl, sagte einer von dem Haufen, und wenn ihr mit uns kommen wolltet, ihr würdet vor Freuden ganz entzückt seyn.

Die Fundamentalconstitution der englischen Colonien in Amerika ist nach den Colonien sehr verschieden. Man kann sie in drey Hauptgattungen eintheilen: die erste ist die königliche Regierung; die zweyte die Regierung der Eigenthümer, und die dritte die freye und privilegirte Regierung (the Royal proprietary and Charter-government). In den Statuten von Großbritannien ist dieser Unterschied folgendermaßen ausgedrückt: Plantations under Proprietors, under Charters, under his Majestys immediate Commission. Stat. 6. Ann. Cap. 30. Sect. 2. Man könnte die erste Gattung die Form des englischen Regiments nennen; denn sie ist just nach dem Muster der Fundamentalconstitution von England eingerichtet. Sie besteht aus einem Gouverneur, der den König vorstellt, und zwey Häusern: das erste ist der Rath (Council), den man den Staatsrath nennen könnte; das zweyte ist die Versammlung der Repräsentanten von den

verschiedenen Gemeinen, die zur Colonie gehören. Diese beyden Häuser sind den Parlamentshäusern von Großbritannien ähnlich; auch nennet man den Staatsrath das Oberhaus, und den Körper, der Repräsentanten des Volks, das Unterhaus. Auf diesen drey Gliedern beruhet die gesetzgebende Gewalt der Colonie; doch steht sie unter der Krone von Großbritannien. Wenn der Gouverneur die beyden Häuser der Colonie versammlet, so wird dieses nicht Parlament genennet, sondern schlechtweg Versammlung. Man giebt jedoch auch sehr oft den Namen Versammlung den beyden Häusern, wenn sie ohne den Gouverneur beysammen sind, oder auch dem Unterhause oder den Repräsentanten der Gemeinen alleine.

Der König ernennet den Gouverneur und ruft ihn wieder zurück, wenn er es vor gut befindet. Die Staatsräthe sind ebenfalls königliche Bedienten, und es kömmt auf den König an, wen er zu diesem Amte ernennen will, und wie lange er es behalten soll: gleichwohl wählet man die Glieder unter den ansehnlichsten Bürgern der Colonie. Der König vergiebt auch die vornehmsten Aemter bey dem Justiz- und Finanzwesen, so wie auch alle militärische Stellen in der Colonie. Die Gouverneurs und Staatsräthe haben einige zufällige Einkünfte. Zu gleicher Zeit hat der Gouverneur einen vestgesetzten Gehalt, der ganz ansehnlich ist, und den die Colonie ordentlich bezahlen muß. Der königliche Gou-

verneur von Barbados hat z. E. einen Gehalt von 2000 Pfund Sterling, und der von Virginien hat 1000 Pfund.

Die Präsidenten oder Repräsentanten werden jährlich von ihren Gemeinen gewählet, die ihnen was gewisses täglich bewilligen. Ihre Hauptsorge ist, die Rechte und Freyheiten des Volks zu behaupten: der Gouverneur hingegen muß nebst dem Staatsrathe die Rechte der Krone vertheidigen. Alles was in dieser Versammlung von dem Gouverneur, von dem Oberhause und von dem Unterhause einstimmig beschlossen wird, das hat die Kraft eines Gesetzes. Doch ist es nur vorläufiger Weise; denn es muß von dem Könige bestätiget werden, der dergleichen Schlüsse vernichten kann. Allein, wenn dieses nicht in drey Jahren geschiehet, oder der König bestätiget es, so bekömmt der Schluß der Versammlung seine völlige Gültigkeit.

Dieser Ordnung folgt man mit einem kleinen Unterschiede in allen englischen Inseln in Amerika; in Neuyork, in Neugersey, in Virginien, in den beyden Carolinen, in Neugeorgien, in Neuschottland, in Neuhampshire, und wie ich vermuthe, so ist sie auch in der Colonie Quebek, in dem östlichen und westlichen Florida, und auf den neuerlich erlangten caraibischen Inseln eingeführet worden; auch halten sie die Engländer in Absicht auf die Mutter, d. i. auf Großbritannien, für die vortheilhafteste.

Die

Die zweyte Art der Regierungsform ist der Eigenthümer ihre. Ehemals wurde sie häufiger gefunden; allein heut zu Tage findet man sie nur noch in Pensylvanien und in Maryland. In der ersten Provinz besitzet die englische Familie Pen, und in der zweyten das irrländische Haus der Grafen von Baltimore das ganze Land erb- und eigenthümlich, wodurch sie zugleich Erbgouverneurs sind. Als Eigenthümer des Landes haben die Häupter dieser beyden Familien das Recht, von einem jeden Colonisten jährlich einen gewissen Erbzinns zu fordern, der nach der Anzahl der Aecker, die er besitzet, eingerichtet ist; und man muß von ihnen für einen gesetzten Preis alles Land kaufen, das man urbar machen will. Dieser Kaufpreis und diese Auflage betragen in der That nur etwas weniges: allein, der Umfang dieser beyden Colonien hat diese beyden Häuser reich und mächtig gemacht. Der Graf Baltimore hat auch das Recht, in allen Kirchspielen in Maryland Pfarrer zu ernennen. Als Erbgouverneurs ernennen sie an ihre Stelle einen Vicegouverneur oder Untergouverneur, der von dem Könige bestätiget wird, und der sich in der Provinz aufhält. In diesen beyden Colonien ist auch eine Versammlung, welche in Maryland aus dem Untergouverneur, dem Rathe, und dem Hause der Gemeinen bestehet, und welche, dem Rechte des Eigenthümers unbeschadet, beynahe eben die Vorzüge genießet, als die Versammlungen, wovon wir geredet haben. Wei-

ter unten werden wir von Pensylvanien besonders handeln.

Die dritte Art der Regierung ist die privilegirte, die man auch die freye Regierungsform nennen kann. Sie kömmt der Democratie am nächsten, und hängt weniger von der Krone ab. Diese Einrichtung findet sich hauptsächlich in den drey Colonien von Neuengland. In Conneticut, und auf der Insel Rhodes ist sie ganz: in der Bay Massachuset aber leidet sie einige Einschränkungen. Conneticut und die Insel Rhodes haben das Recht, ihre Directoren und obrigkeitlichen Personen, ja so gar den Gouverneur und die Staatsräthe selbst zu wählen, und nach ihrem freyen Willen Gesetze zu machen, alles aus eigener Gewalt, und ohne daß sie den König um die Bekräftigung zu bitten brauchen. Dieses giebt zu verschiedenen sonderbaren Einrichtungen Gelegenheit: denn auf der Insel Rhodes z. E. kann eine Gemeine ihren Pfarrer alle Jahre fortschicken, weil sie ihn gleichsam vor so und so viel jährlich miethen.

Die Bay Massachuset, welche sehr bevölkert ist, genoß ehemals ebenfalls diese hohen Vorzüge: allein, sie wurden ihr wegen eines Mißbrauchs nebst allen andern Rechten und Freyheiten von der königlichen Bank unter der Regierung Karls des II. auf einmal genommen; und unter Wilhelm dem III. wurden ihr durch eine neue Urkunde nur einige von ihren alten Freyheiten

ten wiedergegeben. Von dieser Zeit an ernennet der König den Gouverneur, die vornehmsten Bedienten des Justiz- und Finanzwesens, und vergiebt alle militärische Ehrenstellen. Die Häupter des Volks haben zwar das Recht, die Staatsräthe zu wählen, allein, der Gouverneur hat dabey eine negative Stimme. Diese Wahl geschiehet hier so wie in Conneticut und auf der Insel Rhodes durch die beyden Häuser, besonders aber durch den Staatsrath selbst, und durch die eigentlich so genannte Versammlung, oder die Repräsentanten der Gemeinen, und zwar alle Jahr, denn die Stelle eines Beysitzers im Rathe dauret nur ein Jahr. Die Gesetze, welche in der Versammlung gemacht werden, muß der König bestätigen, wenn sie gültig seyn sollen: und bey Processen, die über dreyhundert Pfund Sterling betragen, kann man an den königlichen geheimen Rath nach London appelliren.

Der königliche Gouverneur in der Bay Massachuset, so wie auch der in Neuengland, hat keinen gewissen Gehalt: die Versammlung bestimmet ihm solchen, und zwar allemal nur auf ein einziges Jahr. Er muß also mit der Versammlung in einem guten Vernehmen zu bleiben suchen; und wenn ihm dieses nicht anstehet, so muß der König einen gefälligern Gouverneur an seine Stelle ernennen. Dieser ungewisse Gouverneursstand gefällt den europäischen Engländern nicht, weil der Gouverneur zum Nachtheile Englands

landes von der Colonie abhängig seyn muß. Hierauf antwortet der Colonist, daß die Gouverneurs, die einen vestgesetzten Gehalt genießen, oft große Herren sind, die nicht in die Colonien kommen, sondern einen Substituten hinschicken, und sich das Wohl der Colonie wenig angelegen seyn lassen.

Die Constitution von Pensylvanien steht auf einem besondern Fuße. Man hat bereits angemerket, daß die Familie Pen von jedem Acker, der angebauet ist, jährlich einen halben Pfennig Sterling nach dem Werthe des Landes erhebet, und daß sie, wenn jemand einen Strich Landes urbar machen will, hundert Acker für zehen Pfund Sterling verkauft, indem sie sich dabey den halben Pfennig Erbzinns jährlich vorbehält. Als Erbgouverneur ernennet sie ihren Untergouverneur und alle Richter. Was aber die Pfarrer anlanget, so wählet sie jede Gemeinde in allen Grafschaften des ganzen Landes.

Die Versammlung der Staaten in Pensylvanien bestehet nicht in zwey Häusern, weil in dieser Provinz keine Staatsräthe sind. Es ist nur ein einziges Haus, das aus den Repräsentanten der verschiedenen Striche bestehet. Diese Repräsentanten werden von den Gemeinen alle Jahre den ersten October auf folgende Art gewählet. Pensylvanien ist in gewisse Grafschaften eingetheilet; und jede Grafschaft hält an diesem Tage ihre besondere Versammlung. In

dieser Versammlung hat jeder Colonist, dessen Vermögen funfzig Pfund Sterling beträgt, und der zwölf Jahr lang in der Colonie gewohnet hat, Sitz und Stimme. Diese Versammlungen wählen aus ihren Mitteln, jede acht Deputirten zur Versammlung des Landes. Jeder Wähler, der eine Stimme hat, kann erwählet werden: allein, man wählet gemeiniglich reiche Leute, die Grafschaft bewilliget zwar jedem Deputirten täglich sechs Schillinge: allein da dieses Geld nicht zureichet, so müssen die Deputirten aus ihren eigenen Mitteln das übrige zusetzen können. Bey dieser Wahl findet keine Bestechung statt. Jedes Glied giebt seine Stimme schriftlich: alle Zeddel werden zusammen in ein Gefäß geworfen; und die, welche die meisten Stimmen haben, werden als Deputirte ausgerufen. Es würde also sehr ungewiß seyn die Stimmen zu kaufen, weil es einem allemal frey stehen würde einen andern Namen zu schreiben.

Dieses Haus der Gemeinen aller Grafschaften übet in der allgemeinen Versammlung mit Einwilligung des Untergouverneurs die gesetzgebende Gewalt aus: allein in Pensylvanien, so wie auch in der Bay Massachuset hängt der Gouverneur gewissermaaßen von den Gemeinen ab. Er hat keine veste Besoldung; das Haus der Gemeinen bewilliget sie ihm gewöhnlichermaßen, und zwar nur auf ein Jahr. Ist die Versammlung mit ihm oder mit dem Erbgouverneur nicht zufrieden,

frieden, so bewilliget sie ihm das folgende Jahr nichts. Seine Besoldung hängt also jährlich von den Gemeinen ab, und dieses ist der gegenwärtige Fall in Pensylvanien. Die Versammlung ist mit ihrem Erbgouverneur im Streite, und hat seinem Substituten seit sechs Jahren keinen Gehalt gewilliget. Auf diese Art können die Landesstände ihrem Erbgouverneur trotzen: allein das Land leidet auch darunter. Wenn der Untergouverneur nichts hat, womit er seinen Rang gehörig behaupten kann, so verlieret seine Stelle ihr Ansehn. Die Uneinigkeit, welche zwischen dem Erbeigenthümer und der Versammlung des Landes herrschet, kömmt daher, daß diese von ihm verlanget, daß er zu den Lasten des Landes, besonders aber zu dem außerordentlichen Aufwande des Krieges das Seinige beytrage, und zwar nach Proportion der liegenden Gründe und der Einkünfte, die er daselbst hat. Ein Streit von dieser Art kann nicht anders als von dem Könige in seinem geheimen Rathe entschieden werden. Doch könnte diese Sache auch vor der königlichen Bank abgethan werden, wenn die Versammlung des Landes klagen wollte. Das Recht, welches der Erbgouverneur hat, alle Richter im Lande zu ernennen, ist von großer Wichtigkeit; allein, da zwischen ihm als Erbeigenthümer und zwischen bloßen Colonisten allerhand Streitigkeiten entstehen, so wird er oft Kläger und Richter in seiner eigenen Sache.

Man

Man muß auch noch bemerken, daß sich die Constitutionen der neuen Colonien, als Neugeorgien, Neuschottland u. s. w. auf Parlementsacten gründen; da hingegen alle ältere Colonien ihre Freyheitsurkunden von dem Könige allein für sich und seine Nachfolger der Krone haben, und nicht vom Parlamente: daher kömmt es, daß viele Einwohner von diesen glauben, daß sie zwar Unterthanen des Königs von England, aber nicht Unterthanen des Parlaments sind; nämlich, daß sie blos von seiner willkührlichen Gewalt abhangen, doch nicht so, wie die neuen Colonien, die ihr ganzes Daseyn dem Parlamente zu verdanken haben. Diese Colonien werden daher oft in den Statuten des Königreichs Pflanzungen seiner Majestät (his Majestys Plantations) genennet, und werden unter die Pflanzungen gerechnet, welche unter der Herrschaft seiner Majestät jenseits der Meere liegen.

Die Justiz wird in den Colonien überhaupt wie in England verwaltet; denn dieses gehöret zum englischen Bürgerrechte, welches die Colonisten genießen. Man beobachtet daselbst in allen Processen der Privatpersonen das geschriebene Recht und das Gewohnheitsrecht der Engländer (Statutes, Law and Common-Law). Das römische Recht ist nur in den Gerichtshöfen der Admiralität eingeführet. Die Entscheidung von zwölf Geschwornen wird daselbst in allen bürgerlichen und peinlichen Fällen so wie in England erfor-

erfordert; auch war dieses eine von den Beschwerden der Colonie wider die Stempelacte, daß die Streitigkeiten, die etwa daraus entstehen könnten, ohne die Geschwornen vor einem besondern Tribunale entschieden werden sollten.

Die meisten Colonisten englischen Ursprungs, sind Presbyterianer; und daher kömmt es, daß bis hieher in dem ganzen englischen Amerika kein Bischof von der anglikanischen Kirche zu finden ist. Ob sich gleich hin und wieder Kirchspiele von dieser Kirche finden, so stehen sie doch alle unter dem Bischofe von London, und alle Priester müssen sich in England examiniren und ordiniren lassen, welches jeden wenigstens vierzig bis funfzig Pfund Sterling kostet: allein, ihr Aufenthalt in England kann auch zur Vermehrung ihrer Gelehrsamkeit etwas beytragen. Eben so findet man auch in den Colonien keine geistlichen Gerichte, und die Sachen, welche in England für sie gehöreten, werden hier theils von den weltlichen Richtern, theils von den Versammlungen des Landes entschieden. Es ist möglich, daß die geistlichen Lords den Vorschlag gethan haben, in den Colonien ein Bischofthum zu errichten: allein es ist wahrscheinlich, daß diese keines werden haben wollen, weil der Name Bischof seit den Zeiten Carls des I. noch einen Abscheu erreget. In Maryland und Pensylvanien giebt es einige katholische Gemeinen: in diesen leztern darum, weil eine allgemeine Toleranz

aller

aller Religionen daselbst eingeführet ist, und in Maryland, weil die Baltomorische Familie, welche das Land eigenthümlich besitzet, der römischen Religion ehemals zugethan war. In den andern Colonien sind keine katholischen Kirchen.

Juden giebt es daselbst nicht, außer in Pensylvanien und in Neuyork, wo sie eine Synagoge haben. In Pensylvanien haben sie nur einige Schulen.

Dieser Gleichheit der Religion, welche gleich von dem ersten Ursprunge der Colonie an eingeführet worden ist, hat Pensylvanien den blühenden und volkreichen Zustand zu verdanken, worinnen es sich gegenwärtig befindet. Die Katholiken sind jedoch von den Versammlungen des Landes und von allen öffentlichen Aemtern daselbst ausgeschlossen, weil sie die gewöhnlichen Eide, und vornehmlich den Test nicht schwören können. Diese Eide müssen in den Colonien sowohl als in England gethan werden, und man schwöret auch daselbst den Prätendenten ab. Alle andre Religionsverwandten werden zu den Aemtern und zu den Versammlungen gelassen.

Zur Unterrichtung der jungen Colonisten in den Wissenschaften hat man in Bostom, der Hauptstadt auf der Bay Massachusset, eine Universität angeleget; und seit 1749 hat man in Philadelphia, der Hauptstadt von Pensylvanien, eine andre errichtet. Herr Franklin hatte den

Entwurf darzu gemacht, und hat ihn auch durch viele Mühe und Arbeit zu Stande gebracht. Man kann ihn also als den Stifter davon ansehen. Die Anlagen darzu hat man theils durch Subscriptionen, theils durch liegende Gründe und Einkünfte, die der Colonie gehören, zusammengebracht. Der beste Theil dieser Fonds bestehet in Ländereyen, die zwar gegenwärtig noch nicht viel eintragen; mit der Zeit aber können diese Einkünfte ganz ansehnlich werden. Diese Universität besteht aus einem Präsidenten, der das Haupt oder der Beschützer davon ist, und zweyhundert und funfzig Pfund Sterling gewisse Besoldung hat, und aus vier Professoren, wovon die beyden ersten jeder zweyhundert Pfund, und die beyden andern jeder hundert und funfzig Pfund Besoldung haben. Aus ihren Privatlectionen ziehen sie ihre übrigen Einkünfte. Sie haben keine freye Wohnung, weil man noch kein Collegium gebauet hat. Diese Universität hat das Recht Magister der Philosophie zu machen. Im Jahre 1764 hat man daselbst einen medicinischen Lehrstuhl errichtet, und Herr Franklin hoffet für die Universität das Recht zu erhalten, Doktoren der Arzneywissenschaft machen zu können. Das Recht hat noch keinen Lehrstul, und wahrscheinlicher Weise wird für die hohe Wissenschaft der Gottesgelahrheit niemals einer errichtet werden. Die armen Leute sind sehr zu beklagen! Denn da diese Universität durch die Stände eines Landes gestifftet worden ist, wo es so viele

ver-

verschiedene Religionen giebt, welche alle gleiche Rechte genießen, und wovon keine einzige die herrschende ist, so bleibt die Gottesgelahrheit nothwendiger Weise ausgeschlossen; und man wird daselbst niemals polemische Streitigkeiten und Wortkriege entstehen sehen. Der Friede ist jedoch auch gewissermaßen der Wahrheit selbst vorzuziehen.

In allen Colonien des mitternächtlichen Amerika legt man sich stark auf den Ackerbau, auf die Viehzucht und auf den Fischfang, und man wendet zur Handlung und zur Nahrung der Menschen alles an, was die Wälder nur nützliches hervor bringen; dieses geschieht jedoch mehr oder weniger nach der Verschiedenheit der Provinzen; auch sind die vornehmsten Lebensmittel, welche sie hervor bringen, sehr verschieden.

Der Weinbau könnte in Carolina und noch besser gegen Süden guten Fortgang haben; und man findet so gar in einigen Wäldern wilde Weinstöcke; allein man hält diese Cultur nicht für sonderlich vortheilhaft, weil man die vortrefflichen Weine von den canarischen Inseln sehr wohlfeil hat. Der Seidenbau verspricht in diesem Clima viel, und die Maulbeerbäume kommen sehr gut fort, auch so gar in Neuengland. Die Belohnung auf die Zucht der Seidenwürmer dauert noch.

Der Stockfischfang ist außerordentlich vortheilhaft für die Colonien, weil er den Fleiß auf

verschiedene Arten beschäfftiget, die Schiffahrt vermehret, und eine große Anzahl gute Matrosen bildet. Neuengland, Neuschottland und die Insel Terre-neuve sind hauptsächlich dabey intereßirt. Die Colonisten genießen in Ansehung des Fischfanges eben die Rechte wie die Engländer. Der Fischfang und die Ausfuhre sind ihnen gleich erlaubt. Den größten Profit ziehen sie aus Spanien und Portugall. Die katholischen Staaten sind wegen der Fasten den Colonien sehr nützlich. Was könnten sie auch mit allen ihren Fischen machen? Der Stockfischfang der Franzosen ist zwar durch den letzten Frieden sehr eingeschränket worden; allein er hat auch den Engländern und den Colonisten keinen sonderlichen Schaden gethan, weil sie fast alle ihre Fische in Frankreich selbst verzehren. Die Engländer haben in Portugal, in Spanien, in Italien und anderwärts vor den Franzosen allemal den Vorzug gehabt, weil sie den Fisch wohlfeiler geben können; also hat die Wichtigkeit des Unternehmens, die Franzosen von dem Fischfange gänzlich auszuschließen, mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit bestanden.

Heut zu Tage weis man auch die Haut vom Stockfische zu gebrauchen, um einen guten Fischleim daraus zu machen, wofür man ehemals große Summen nach Rußland schickte. Seit einigen Jahren legt man sich auch stark auf den Wallfischfang. Auf der kleinen Insel Nantuket

auf der Höhe von Nonneticut laufen jährlich wohl hundert Schiffe auf diesen Fischfang aus. Im Frühjahre sucht man den Wallfisch in der Mündung des Laurentiusflusses. Von da geht er durch die mitternächtliche Meerenge nach Grönland; hierauf nach der großen Bank zu, und immer weiter nach Süden, bis er endlich im Herbste in die Gegend von Florida kömmt. Man findet auch in den Gegenden, Neuengland gegen über, eine andre Gattung von Wallfischen ohne Barden und ohne Ribben: er giebt aber den besten Wallrad, woraus man hauptsächlich Lichter macht.

Die wilden Thiere haben ehemals in den Colonien großen Schaden thun können: allein, heut zu Tage sind sie nicht mehr furchtbar. Es giebt Bäre und Wölfe, wenn sie aber nicht gereizet werden, so thun sie niemanden etwas. Man gebraucht nicht nur das Fett der Bäre, sondern isset auch ihr Fleisch. Dieses Fett, welches für die Wilden eine Leckerey ist, hat in der That einen angenehmen Geschmack, und eine Bärenkeule wird in den Colonien für ein vortreffliches Stück Wildpret gehalten. Man läßt die Klaue mit Fleiß daran, wenn sie gebraten wird, um sicher zu seyn, daß es wirklich eine Bärenkeule ist.

Dasjenige, was Herr Kalm in den Memoiren der schwedischen Akademie der Wissenschaften B. XVI. S. 30. von den Holzläusen erzählet,

zählet, daß sie in Pensylvanien und in Neuyersey eine große Landplage wären; daß man in den Wäldern unter den Blättern der Bäume eine unaussprechliche Menge davon fände; und daß sie dem Menschen große Schmerzen verursachten, ohne daß man bis hieher ein Mittel, sie auszurotten, gefunden habe, ist übertrieben. Es kommen bisweilen welche in gewisse Gegenden mit dem Vieh, das man aus Maryland bringt; allein sie verlieren sich auch wieder von sich selbst.

Verschiedene Schriftsteller sagen, daß die Neger vom mittägigen Meere einen Gift besitzen, womit sie ihre Feinde vergiften, und wovon sie nur nach einer gewissen Zeit sterben. Herr Kalm versichert uns B. II. S. 544. daß ihn die Neger des mitternächtlichen Amerika ebenfalls besitzen. Dieses Geheimniß ist jedoch nicht allen gemein. Diejenigen, welche es wissen, kennen auch den Gegengift. Wenn ein Neger gewahr wird, daß er Gift bekommen, und deswegen einen Verdacht auf jemanden hat, so gehet er zu ihm, und sucht ihm durch Geschenke oder Bitten zu bewegen, daß er ihn wieder davon befreye; allein, wenn dieser boßhaft ist, so läugnet er es, ihm Gift gegeben zu haben, und einen Gegengift zu kennen. Dieser Gift tödtet nicht sogleich, und es vergehen oft ganze Jahre, ehe der Kranke stirbt: allein von dem Augenblicke an, da er ihn bekommen hat, verliert er unvermerkt seine Kräfte. Oft wird es der Vergiftete

gleich

gleich den Augenblick gewahr, wenn er ihn bekommen hat. Sie tödten mit diesem Gifte ihre Landesleute, die ihnen verhaßt geworden sind: man hat aber wenig Beyspiele, daß sie ihre Herren vergiftet hätten; vielleicht werden sie von der schrecklichen Strafe zurück gehalten, welche nothwendiger Weise auf diese Handlung folgen würde, so bald man es merkte. Sie halten diesen Gift außerordentlich geheim: wahrscheinlicher Weise aber ist es was ganz gemeines, das man an allen Orten der Erde findet, weil sie ihn überall, wo sie sind, so leicht haben können. Aus diesem Grunde kann es nicht die Pflanze seyn, die sich die Gelehrten einbilden; denn diese Pflanze findet sich an den meisten Oertern nicht. Herr Kalm erzählet einen Vorfall, der sich bey seinem Aufenthalte in Pensylvanien zugetragen haben soll. Ein Neger, sagt er, der seinem Herrn sehr ergeben war, vermied beständig die Gesellschaft der andern Neger, wodurch er sich ihren Haß zuzog. Eines Tages überredeten sie ihn jedoch, mit ihnen zu trinken, und sobald er mit ihnen an den Ort gekommen war, so nahmen sie einen Krug, der auf einer Mauer stund, brachten es ihm zu, und baten, ihnen Bescheid zu thun. Er trank, indem er aber den Krug zurück gab, so sagte er: Aber was ist das für Bier? Es ist voller . . . . Herr Kalm drückt nicht das Wort aus, denn er vermuthet, es sey der Name eines Gifts, dessen sich die Neger bedienen, um so viel Unglück anzurichten. Die andern Neger

und Negerinnen lachten und spotteten nur über die Klagen ihres Landsmannes, den sie verabscheueten, und fiengen an zu tanzen, zu springen und zu singen, gleich als wenn sie die schönste Handlung von der Welt gethan hätten. Der arme Neger gieng weg, und sagte bey seiner Zurückkunft zu Hause, daß ihm die Afrikaner Gift gegeben hätten. Von der Zeit an fieng er an zu vergehen, kein Mittel konnte ihn retten, und er starb nach einiger Zeit.

Die Hirsche sind in den Wäldern im Ueberflusse. Die Colonisten tödten sie haufenweise, um nur die Haut davon zu bekommen; denn die Wälder sind von den Colonien zu weit entfernt, als daß man das Wildpret dahin schaffen, und verkaufen könnte. Man findet auch in diesen Wäldern eine große Menge Büffel, die größer und stärker sind, als die gemeinen Ochsen. Da alles wilde Vieh größer und stärker ist, als das zahme, so hat das Fleisch davon einen vortrefflichen Geschmack. Sie haben auf dem Rücken und auf den Schultern eine sehr feine Wolle, die sie alle Jahr verlieren. Wahrscheinlicher Weise würden sich diese Thiere zahm machen lassen, und alsdenn könnte man sie als Zugthiere nützlich gebrauchen. Man macht sie auch in Kleinasien, in Persien, in Aegypten, in Aethiopien und in Indien wirklich zahm, und gebrauchet sie als Zugthiere mit großem Nutzen.

Herr

Herr Kalm rühmet den Zuckerahorn sehr, der in dem mitternächtlichen Amerika wächst, und den die Engländer Maple-tree nennen, und vermuthlich hat er einige Bäumchen davon mit nach Schweden gebracht. Er sagt, daß man den Zucker aus den Inseln sehr leicht entbehren könnte, wenn man diesen Zuckerahorn bauete. Wenn man einen Einschnitt in diesen Baum macht, dessen Holz übrigens zum Bauen nicht taugt, weil es zu weich ist, so fließt ein süßer Saft heraus, der, wenn er stark gekocht wird, die Consistenz des Zuckers bekömmt. Die armen Leute bedienen sich dieser Zubereitung in den Colonien: allein im Ganzen hat es nichts zu bedeuten; und da die Zuckerinseln so nahe sind, so ist es wahrscheinlich, daß man sich niemals viel daraus machen wird.

Die Belohnung, welche die Regierung auf die Verfertigung der Potasche und der Perlasche gesetzet hat, ist sehr nützlich. Man macht itzt in den Colonien des mitternächtlichen Amerika jährlich über tausend Tonnen, deren jede zwanzig Centner hält. Perlenasche nennen die Engländer den Grund oder das Salz, das in dem Gefäße bleibt, wenn man die Aschenlauge kocht. Wenn dieser Satz durch das Feuer noch feiner gemacht wird, so wird er zu Potasche: folglich ist die Potasche besser und theurerer, als die Perlasche. Der Ausdruck Potasche kömmt daher, weil man sie wirklich in Potten oder Töpfen ver-

fertiget. Der Schiffsbau ist in diesen Colonien sehr ansehnlich. Die Schiffe werden alle von Eichenholze gemacht; ein Theil ist für die Colonisten, und der andre wird den Engländern verkauft. Die Einwohner von Pensylvanien leben hauptsächlich vom Ackerbau und von der Viehzucht beynahe so wie in den meisten Provinzen von Deutschland. Da das Innere von Pensylvanien meistentheils von Deutschen bewohnt ist, so höret man fast nichts als Deutsch sprechen. Es sind gemeiniglich gute Leute, deren Sitten gelind und einfach sind. Die Pensylvanier legen sich wenig auf den Fischfang, da sie nur einen ganz schmalen Strich an der See besitzen. Das Land bringt auch nichts besonders hervor, womit es sich als durch einen ihm eigenen Zweig der Handlung bereichern könnte. Die meisten andern Colonien haben den blühenden Zustand, worinnen sie sich befinden, blos gewissen Handlungszweigen zu verdanken, welche sie ausschliessender Weise besitzen, dergleichen z. E. der Fischfang, der Tobaksbau, der Reis und der Indig sind. So bald sich eine Colonie ein besonderes Produkt zueignen kann, und sich hauptsächlich damit beschäfftiget, so kann sie bey nahe versichert seyn, sich einen Profit alleine zu verschaffen, und sich folglich zu vergrößern. Pensylvanien giebt den deutlichsten Beweis, daß eine Colonie auch durch den natürlichsten und gemeinsten Weg, nämlich durch den Ackerbau und durch die Viehzucht, reich und mächtig werden könne.

In

In einigen Colonien zieht man mehr Pferde als man sollte. Es ist vortheilhafter die Erde mit Ochsen zu bearbeiten, denn wenn ein Ochse zwölf Jahr gedienet hat, so kann man ihn noch schlachten oder verkaufen. Man sieht auch, daß die Colonisten, welche mit Ochsen pflügen, wohlhabender sind als die, welche sich der Pferde bedienen.

Der Bauer in den Colonien lebt wie in England. Von dem, was er verdienet, thut er sich was zu gute, und genießet die Früchte seiner Arbeit. In die Ueppigkeit verfällt er nicht, sondern ist vielmehr mäßig: allein er läßt es an nichts fehlen, was das Bedürfniß, eine wirkliche Bequemlichkeit, die Reinlichkeit und so gar ein gewisser Wohlstand zu erfordern scheinen. Jeder Bauer sieht aus wie ein Gentleman. Er sorget, daß seine Frau, seine Kinder, seine Bedienten und so gar sein Vieh wohl genähret und wohlgehalten werden. Keiner Kreatur darf es bey ihm an dem Nothwendigen fehlen. Er verlangt, daß man es seinen Leuten und seinem Vieh gleich ansehe, daß ihr Herr ein wohlhabender Mann ist. Es lebet auch in der That alles in den Colonien sehr gut, und jeder Hausvater, der ein guter Hauswirth ist, legt alle Jahre was zurück. Auf diese Art vermehren sich die Reichthümer der Colonien, und besteht es nicht in baaren Gelde, so sind es doch wenigstens gleichgültige Dinge.

Ueber-

Ueberhaupt lebt man in den Colonien des mitternächtlichen Amerika nicht so prächtig als auf den Inseln; allein in Pensylvanien lebt man noch genauer als in den meisten andern Colonien.

Außer den unumgänglich nöthigen Handwerkern hat man bereits in verschiedenen Colonien alle Arten von Manufacturen in Wolle, Leinen, Hanf, Eisen, Stahl und Kupfer angeleget. Man macht so gar Schießgewehr und Carabiner für die Jäger, und gießt auch Kanonen. Man macht zwar kein Schießpulver; allein man könnte es doch machen. Bis itzo sind die Manufacturen, so viel als zur innerlichen Consumtion einer jeden Provinz nöthig ist, durch kein Gesetz eingeschränkt.

Wenn ja England der Industrie der Colonien gewisse Gränzen gesetzet hat, so hat es doch nur dabey auf die auswärtige Handlung zu sehen. Keine Colonie darf z. E. Wollenmanufacturen oder Hüte in eine andre Colonie schicken, und noch weniger in andre Länder, um sie daselbst zu verkaufen. Dieses Gesetz ist so strenge, besonders bey den Hüten, daß es nicht einmal erlaubt ist, englische Hüte aus einer Provinz in die andre zu schicken, damit man keine Gelegenheit hat, Hüte, die in den Colonien gemacht sind, mit unterlaufen zu lassen. Dieses Verbot hat zur Erhaltung der englischen Manufacturen nothwendig geschienen, weil die Engländer die Hauptmaterie zu

den feinen Hüten, nämlich das Bieberhaar, aus den Colonien ziehen müssen, und weil sie folglich die Colonien viel wohlfeiler verfertigen könnten.

Es giebt viel Engländer, welche glauben, die entstehenden Manufacturen in den Colonien wären äußerst gefährlich für England, und fürchten, ihre Vergrößerung möchte den Fall ihrer eigenen Handlung verursachen: allein bey den gegenwärtigen Umständen ist diese Furcht ungegründet; wenigstens kann sie in keine Betrachtung gezogen werden. Denn erstlich hat der Geschmack am Ackerbau und an der Viehzucht durchgängig die Oberhand, weil dieses das gemeinste und leichteste Mittel ist sich zu ernähren, und eine Familie auf die sicherste und dauerhafteste Art zu erhalten. Und nachgehends würden die meisten im Lande verfertigten Waaren theurer zu stehen kommen, als die, welche man aus England haben kann, wo die Fabriken seit langer Zeit angelegt sind. Es ist also sehr schwer, Fabriken daselbst anzulegen, und eben so schwer, sie in der Länge zu erhalten; So lange noch so viel Land urbar zu machen übrig ist, so werden auch die Arbeiter selten seyn, und zwar nicht nur die Meister, sondern noch mehr die Gesellen, welche das Meisterrecht nur mit der Zeit erhalten können. Ueberhaupt sind die Arbeiter von allen Arten und die Bedienten seltner als in Europa: denn so bald jemand einige Pfund Sterling verdienet hat, so kauft er sich lieber Land, um es urbar zu machen,

chen, als daß er fortfahren sollte, ein Bedienter zu seyn. Auf diese Art wird er sein eigner Herr, kann sich so gleich verheyrathen, und fängt seine eigene Wirthschaft an. Hier sieht man eine neue Ursache der Bevölkerung. Es ist vortheilhaft für die Aeltern, viel Kinder zu haben: denn je mehr sie Leute haben, desto mehr Land können sie anbauen und urbar machen. Da das Gesinde rar ist, so ersetzen es die Kinder, und die Aeltern können sich auch besser auf sie verlassen.

Wenn auch nach und nach einige Fabriken entstünden, so nimmt doch die Anzahl der Menschen von Jahr zu Jahr dermaaßen zu, daß ausser der Consumtion der innländischen Manufacturen England noch Auswege genug finden würde, um die Seinigen anzubringen: und da der Wohlstand und der Reichthum der Colonisten zu gleicher Zeit wächst, so kauft auch ein jeder mehr Waaren, weil er sie besser zu bezahlen im Stande ist. Dieser letzte Umstand ist sehr wichtig: denn da sich die Anzahl der Menschen in vier und dreyßig Jahren viermal vermehret hat, so ist es zu gleicher Zeit die Einfuhre der englischen Waaren in eben dem Zeitraume von 16000 Pfund Sterling bis über 268,000 gestiegen; das ist, sie ist siebenzehnmal größer geworden. Im Jahre 1723 betrug der Werth dieser Einfuhre nicht mehr als 16,000 Pfund, und im Jahre 1759 belief sie sich auf 268,426 Pfund. Man hätte schließen können, daß viermal mehr Menschen

schen auch nur viermal mehr Waaren verbrauchen würden: allein die Erfahrung zeiget, daß viermal mehr Menschen siebenzehn mal mehr Waaren verbrauchet haben. Dieses kömmt ohne Zweifel daher, daß diese vermehrte Anzahl von Menschen in eben dem Zeitraume viermal reicher geworden ist.

In der Folge der Zeit wird es endlich unumgänglich nöthig seyn, in den Colonien einige Fabriken und Manufacturen anzulegen. Die Vergrößerung der Colonien wird wahrscheinlicher Weise noch ganze Jahrhunderte dauern: und Großbritannien, Irrland mit eingeschlossen, werden als Inseln von einer eingeschränkten Größe ins künftige außer Stande seyn, die den Colonien nöthigen Waaren aus ihren Fabriken zu verschaffen, weil sie nicht in eben dem Verhältnisse, und so zu sagen, ins Unendliche die Materialien, z. E. die Wolle, vermehren können.

Die größten Handelsplätze und Seehäfen sind die drey Städte, Boston in Neuengland, Neuyork in der Provinz eben dieses Namens, und Philadelphia in Pensylvanien. Um das Jahr 1720 war Boston eben so groß, als die beyden andern Städte zusammen genommen: allein seit der Zeit haben Neuyork und Philadelphia vielmehr zugenommen als Boston; denn in Neuengland giebt es verschiedene Seehäfen, da hingegen diese beyden andern Städte die einzigen Seehäfen ihrer Provinzen sind, welche nur einen

ganz

ganz schmalen Strich Land an der Küste besitzen. Diese beyden Städte sind folglich die allgemeinen Niederlagen ihrer ganzen Colonie: sie nehmen in eben dem Verhältnisse zu wie diese, und man hat Ursache zu glauben, daß sie mit der Zeit die größten Städte in Amerika werden möchten. Philadelphia hat über drey tausend Häuser, und über zwanzig tausend Einwohner. Es ist regelmäßig gebauet; seine Gassen sind recht winklicht: es wird alle Jahr größer, und indem man neue Häuser bauet, so folget man beständig dem ersten Plane. Die Häuser sind fast alle von Ziegelsteinen gebauet, so wie die meisten in London.

Alle Colonien haben ihre Städte und Dörfer. Virginien hat die wenigsten Dörfer, und nur eine einzige kleine Stadt, Namens Williamsburg, wo sich der Gouverneur aufhält, und wo die Versammlungen der Stände und die Gerichte gehalten werden. Die Pflanzer bleiben in dieser Provinz zustreuet, und von einander entfernet, ein jeder in seiner Tobakspflanzung: die Natur des Landes scheint dieses zu erfordern. Die Bay Chesepeak geht sehr weit in das Land, und es ergießen sich viel schiffbare Flüsse hinein. Auf diesen Flüssen führen die Pflanzer ihren Tobak in Fahrzeugen bis an das Ende der Bay, wo ihn die Schiffe einnehmen. Diese Art, ihn fortzuschaffen, ist die bequemste und die wohlfeilste, besonders zu Waaren, die so viel Raum erfordern als der Tobak. Virginien ist von

Natur überall mit solchen schiffbaren Flüssen angefüllet, so wie Holland mit Canälen durch die Kunst ist.

Neuyork hat eine besonders bequeme Lage zur Handlung mit den Wilden. Es schaffet seine Waaren den Fluß Hudson hinauf bis an die Stadt Albanien: von da gehen sie weiter auf andern Flüssen, und machen hin und wieder einige englische Meilen zu Lande wegen der Wasserfälle, bis nach Oswego an den Ontario-See. Da wird der Markt mit den Wilden gehalten. Der Ontario-See hat eine Gemeinschaft mit andern Seen, die noch größer sind, und die weiter unten liegen, bis an den obern See. Die Wilden schaffen also ihre Häute und Felle sehr bequem auf ihren Fahrzeugen aus dem Innern des Landes bis nach Oswego. Pensylvanien hat gar keinen Theil an dieser Handlung, und Neuyork würde es auch nicht leiden. Dahingegen wird der Handel von Pensylvanien durch die Handlung von Neuyersey vermehret, welche wegen der Bequemlichkeit des Flusses Delaware fast ganz durch Philadelphia geht.

Die englischen Colonien haben kein Salz; allein sie wissen sich umsonst welches zu schaffen. Sie holen es in dem mittägigen Amerika, das den Spaniern gehöret. Daselbst bereitet es die Natur von sich selbst aus Seewasser, so wie auch auf den Inseln des grünen Vorgebirges und in Senegal. Wenn das Meer hoch ist, so geht es

über die Sandbänke weg, und fällt in gewisse Thäler, wo die Sonnenhitze Salz daraus machet. Die Colonien beladen jährlich funfzig bis sechzig Schiffe damit. Die Engländer haben der ausländischen Handlung allerhand Hindernisse in den Weg gelegt, und besonders der Schiffahrt der Colonien überhaupt. Dem ungeachtet haben sie eine ansehnliche Schiffahrt, besonders die, in dem mitternächtlichen Amerika. Eine große Menge Waaren ist ihnen auszuführen gänzlich verboten; unter andern die, welche zum Schiffsbau gehören, und die Materialien zu den Manufacturen, als da sind, Maste, Schiffszimmerholz, Eisen, Kupfererz, Hanf, Flachs, Baumwolle, Indig, Tobak, Ingwer, Theer, Pech, Gummi, Potasche, Häute und Pelze. Die Engländer haben sich alle diese Artikel vorbehalten; englische Kaufleute kaufen sie daselbst, und sie werden auf englischen Schiffen, die mit Matrosen von ihrer Nation besetzet sind, weiter fortgeschafft. In einem Lande, wo eine englische Compagnie einen ausschließenden Handel treibt, dergleichen Ostindien ist, dürfen sie nicht handeln. Im Jahre 1765 verbot, man ihnen auch, mit den französischen und spanischen Colonien zu handeln: allein da dieses Verbot üble Folgen hatte, so mußte man es wieder aufheben. Es ist ihnen erlaubt, in die Zuckerinseln, die den Portugiesen gehören, allerhand Lebensmittel zu bringen, als Getraide, Mehl, Butter, Fleisch und Schlachtvieh; desgleichen alle Arten von Holze und Holzmaterialien,

lien, die zur Erbauung der Häuser und zur Feldökonomie nöthig sind. Sie holen besonders daher den Syrop, woraus der Rum gebrannt wird. Der Handel, den sie mit den Spaniern in Amerika treiben, ist blos ein Schleichhandel. Wenn die Küstenbewahrer Contrabandschiffe antreffen, so werden die Waaren und das Schiff confiscirt; der Capitain wird gehenket, und die Matrosen in die Bergwerke geschickt. Dem ungeachtet giebt es Colonisten, welche die Gefahr wagen: sie bringen baares Geld daher zurück, welches so selten bey ihnen ist. Sie bedienen sich hierzu leichter und platter Schiffe, womit sie sich den Küsten nähern können. Die spanischen Colonisten, welche diesen Handel ebenfalls gern treiben, weil die Lebensmittel und Waaren wohlfeiler sind als bey sich, kommen von weiten auf die Küsten, und handeln des Nachts mit den Neuangekommenen. Da diese Schiffe über dieses gute Seegler sind, so können sie sich leicht retten, und die spanischen Küstenbewahrer können ihnen nicht folgen. Seit 1766 hat England auf den Inseln in Amerika zwey Freyhäfen errichtet; den einen in Jamaica, und den andern in Dominica. Andre Nationen hatten bereits daselbst welche vor ihnen. Die Franzosen haben einen auf der Insel St. Domingo, die Holländer zu St. Eustachius, welches eine unfruchtbare Insel ist, und die Dänen auf der Insel St. Thomas. England ist diesem Beyspiel gefolget, um eben diese Vortheile zu genießen, und besonders, um den Schleich-

handel mit den Spaniern zu erleichtern. Diese neue Einrichtung leidet jedoch Einschränkungen. Alle Fremde können daselbst Waaren kaufen, welche sie nur wollen, ohne die geringste Abgabe zu bezahlen: allein es muß gegen baares Geld, und nicht gegen andre Waaren geschehen.

Die Colonien haben die ansehnliche Schiffahrt, die sie haben, dem Schleichhandel zu verdanken, den sie mit den französischen und spanischen Colonien treiben, so wie auch dem, den sie unter einander selbst treiben, und besonders dem im nördlichen Amerika mit den englischen Inseln, indem sie ihren gegenseitigen Ueberfluß vertauschen, und besonders der großen Fischerey, die sie auf den Küsten des nördlichen Amerika treiben. Nach der Handlung, die sie mit den Inseln haben, geht die vornehmste nach den Ländern, die dem Vorgebirge Finis terre gegen Süden liegen. Sie handeln unmittelbar mit ihren eigenen Waaren, die sie auf ihren eignen Schiffen nach Afrika auf die canarischen Inseln und auf andre Inseln des Weltmeers bringen. Sie schicken auch ihre eignen Waaren, jedoch auf englischen Schiffen, nach Portugall, Cadix, Malagga, Marseille, Livorno und Neapel. Es ist ihnen so gar erlaubt, nach den Handelsplätzen der Levante zu handeln; ob es gleich bis hieher noch nicht geschehen ist. In allen diesen Gegenden setzen sie ihren Ueberfluß ab, als Fische, Getraide, Mehl, Zucker, Reis und einige Holzwaaren,

waaren, und bringen dafür, was sie brauchen, nebst einem Theil in baarem Gelde zurück. Der Handel, den sie nach Portugall treiben, hat jedoch seine besondre Einschränkungen. Es ist ihnen erlaubt, ihre Lebensmittel dahin zu bringen, sie dürfen aber keinen Wein dafür zurücknehmen. Sie müssen die portugiesischen Weine durch England kommen lassen; daher laden die Schiffe bey ihrer Rückreise gemeiniglich Salz und Ballast. Der Zucker ist die einzige Waare, den die Colonisten durch ganz Europa, wiewohl auf englischen Schiffen bringen, und überall ohne Unterschied verkaufen können.

Die Engländer holen den größten Theil der Waaren in den Colonien selbst ab; auch bringen sie ihre eigenen Manufacturen selbst dahin. Ueberhaupt ist es keiner andern Nation erlaubt, etwas in den Colonien zu kaufen, und auszuführen, oder ihre eigenen Waaren zum Verkaufe dahin zu bringen. Dieses ist ein Vorrecht, das den englischen Unterthanen alleine gehöret. Man hat gefunden, daß England alleine seinen Colonien in dem nördlichen Amerika, und seinen Inseln, von eigenen Producten, besonders aber an Manufacturen jährlich über drey Millionen Pfund Sterling verkaufet; und wenn man Schottland und Irrland dazu nimmt, für beynahe fünf Millionen, wie man aus einer zu Anfange des Jahres 1766 dem englischen Parlamente vorgelegten Bilanz ersehen kann.

Das baare Geld ist in den Colonien noch selten; noch mehr aber in den Colonien des nördlichen Amerika, als auf einigen Inseln. Daher kömmt es, daß alle Münzen einen höhern Werth daselbst haben, als in Europa; und hieraus begreifet man den Unterschied, der zwischen dem englischen Werthe und dem couranten Werthe in den Colonien angenommen ist. Ein Schilling gilt z. E. nicht zwölf Pences, wie in England, sondern achtzehn. Nach diesem erhöheten Werthe wird in den englischen Colonien so wohl als in den französischen alles berechnet. Eine Guinee gilt daselbst vier und dreyßig Schillinge. Dieses ist nach dem Verhältnisse von dem Werthe des Schillings noch höher: allein diesen hohen Preis haben sie darum erhalten, weil sie zum Fortschaffen sehr bequem sind, und weil man sie in England in der Zahlung gern nimmt. Die Münzen, welche in den Colonien am häufigsten rouliren, sind die Piasters, und die spanischen goldenen Pistolen. Die Piaster gelten in England vier Schillinge, acht Pfennige, und in den Colonien sieben Schillinge und sechs Pfennige. Die Pistolen gelten daselbst nur sieben und zwanzig Schillinge, und sie sollten mehr gelten: allein da sie gemeiniglich befeilet sind, und keinen Rand haben, so stehen sie in diesem niedrigen Preise. Ein Wechselbrief auf London wird gemeiniglich mit 175 pro Cent bezahlt, d. i. ein Pfund Sterling englischen Werths gilt 1¾ nach dem Werthe des Landes, oder nach dem Currencey.

Das

Das Pari wird gemeiniglich nur 100 gegen $133\frac{1}{3}$ gerechnet; allein man ist zufrieden, wenn der Cours nicht über $166\frac{2}{3}$ pro Cent steigt. In dem letzten Kriege fiel der Cours eine gewisse Zeit lang noch unter das Pari bis auf 125, weil England starke Geldsummen zum Kriege nach Amerika schickte, und weil die englischen Truppen viel baares Geld mit dahin brachten.

Der Cours des Landes ist nicht in allen Colonien einerley. In Jamaica, einer Insel, die durch ihre Landesproducten und durch ihren Schleichhandel reich ist, ist der Cours dem englischen beynahe gleich: in einigen Colonien des mitternächtlichen Amerika hingegen, als in Pensylvanien, ist er noch über den gewöhnlichen Preis.

Man hat auch in den Colonien Papiergeld, Billets (Paper bills, Bills of credit, Paper currency). Diese Billets können blos durch einen Schluß der Versammlung gemacht werden, und alsdenn haben sie in der Handlung Cours wie das baare Geld. Ihren Credit haben sie daher, daß die ganze Provinz dafür steht. Man macht keine Billets, die über fünf Pfund gelten: von geringern Werthe aber macht man welche von allen Arten bis auf einen Schilling, alles nach dem Werthe des Landes. Diese Billets gelten nur in der Provinz, wo sie von der Versammlung gebilliget worden sind: in andern Colonien gelten sie nicht, noch weniger aber in England. Es giebt zwo Gattungen solcher Billets

nach dem verschiedenen Zwecke, wozu sie bestimmet sind.

Die erste Gattung hat zum Zwecke, geschwinde Geld zu haben, damit man sogleich eine große Ausgabe bestreiten kann, die keinen Aufschub leidet. Auf diese Art beschloß in dem Kriege mit Frankreich, jede Colonie eine gewisse Anzahl Truppen zu unterhalten; darzu aber brauchte man Geld, um sie anzuwerben, zu waffnen, zu kleiden, u. s. w. Dergleichen Summen werden also bisweilen in Billets bezahlt. Die Versammlung bezahlt die zum Kriege bewilligte Summe dem Gouverneur in dergleichen Billets, deren er sich sogleich in der ganzen Provinz als baares Geld bedienen kann. Niemand weigert sich, sie an Zahlungsstatt anzunehmen, weil die Provinz dafür stehet, und sie auch in den öffentlichen Cassen annimmt. Unterdessen macht man im Lande eine Auflage, die so groß ist als die bewilligte Summe, und so wie diese Auflage eingehet, so zerreißet man nach und nach diese Billets. Mit den Fonds, die an baaren Gelde einkommen, löset man solche Billets ein, und zerreißet sie nachgehends; und die Summe, die an Billets eingekommen, die trägt man ein, und zerreisset sie ebenfalls. Auf diese Art wird die von der Provinz gemachte Schuld unvermerkt von ihr selbst bezahlet. Die Colonien haben diese Einrichtung von England genommen, wo sie unter der Versicherung des Parlaments seit der Regie-

rung Wilhelms des III. eingeführet ist. Es ist jedoch dieser Unterschied darinne, daß die englischen Exchequeur-Billets ihrem Besitzer von dem Tage der Ausstellung an bis zu ihrer Einlösung Zinsen einbringen, dahingegen die Billets in den Colonien nichts eintragen.

Die zweyte Gattung von Billets hat besonders die Aufmunterung der Handlung und der innerlichen Industrie zum Zwecke. Auf Befehl der Provinz wird eine gewisse Summe Billets z. E. für 50000 Pfund in dem Werthe des Landes gemacht; und man macht bekannt, daß diejenigen Colonisten, die eine Summe Geldes brauchen, als ein Darlehn gegen einen jährlichen Zins von fünfe vom Hundert und gegen eine sichere Hypothek von der Provinz in Papiere welches bekommen können. Auf diese Art hilft man vielen Leuten, die Geld brauchen, aus der Verlegenheit. Gemeiniglich setzet man die Bedingung hinzu, daß der neue Schuldner am Ende des Jahres den zehnten Theil des Capitals zugleich wieder abtragen muß. Der gewöhnliche Zins in den Colonien ist sechse vom Hundert: allein die Provinz nimmt zum Besten der Einwohner ein Procent weniger. Hierinne wird der Vortheil der Provinz mit dem Vortheile der Privatpersonen verbunden. Die Provinz kann die Zinsen, welche das Darlehn einbringt, zu öffentlichen Ausgaben anwenden, ohne daß sie darzu neue Anlagen zu machen braucht. Auf der an-

dern Seite werden eine große Menge armer Colonisten durch diese Darlehne in den Stand gesetzet, sich Vieh und die nöthigen Werkzeuge zu kaufen, um ihr Feld gehörig anzubauen. Dieses Mittel hat dem Ackerbau unendlichen Nutzen geschafft. Die jährliche Bezahlung des zehnten Theiles vom Capitale stärket den Credit der Billets, und setzet die Provinz außer Gefahr in Schulden zu gerathen; weil nach zehn Jahren die Billets eingelöset sind, und die Schuld bezahlet ist. Dieses ist eine vortreffliche Erfindung! Diese Papiere kommen gar bald im Umlauf, und steigen oder fallen nach Beschaffenheit der Umstände um so viel vom Hundert so wie die andern Papiere. Ihr großer Nutzen war die Ursache, daß man sie vermehrete: allein man trieb diese Vermehrung in einigen Provinzen zu weit; und da sie zu zahlreich geworden waren, so fielen sie im Preise, und verloren 15 bis 20 vom Hundert und noch mehr. Hieraus folget, daß man sich dieses Mittels mit Mäßigung bedienen muß. Man kann durch die Rechnung nicht heraus bringen, wie weit diese Vermehrung ohne Nachtheil zu verursachen gehen kann; allein die Erfahrung bestimmet dieses gar leicht. Man kann sie jährlich um etwas weniges vermehren, und so lange damit fortfahren, als sie nicht merklich fallen, und als dieses Fallen nicht von Dauer ist. Alsdenn sind sie vortheilhaft: in dem entgegengesetzten Falle sind sie schädlich. Alle Colonien führeten die Billets ein: allein da ihr Fal-

len in einigen Colonien Unordnung verursachte, so schränkete Großbritannien den Gebrauch derselben durch Gesetze ein, und schrieb jeder Colonie die Summe vor, welche sie an Papieren kann umlaufen lassen, und welche sie nicht überschreiten darf. Diese vorgeschriebene Summe ist nach Verschiedenheit der Colonien mehr oder weniger groß. Großbritannien litt in seiner Handlung durch das Fallen der Billets. Der Colonist bezahlte den Engländer mit Papiere für voll gerechnet: dieses konnte der Engländer in England nicht brauchen, und mußte daher einen Wechsel auf London kaufen, wobey man seine Papiere nur nach den Cours annahm; folglich mußte er verlieren. Auch der ungewisse Preiß der Papiere war den englischen Handelsleuten nachtheilig: wenn sie sie in Zahlung empfiengen, so hatten sie ihren vollen Werth, und einige Wochen hernach, wenn sie sie verkaufen wollten, waren sie um 6, 10 und noch mehr Procente gefallen. Pensylvanien hat dieser Schwierigkeit durch ein Gesetz abzuhelfen gesucht, welches verordnet, daß diejenigen, die eine Zahlung in Papiere leisten, so viel Aufgeld an Papiere zulegen sollen, bis das baare Geld oder der Wechselbrief mit den Papieren gleich ist.

Die meisten Engländer haben bis hieher geglaubet, daß diese Papiere den Colonien und der Krone schädlich wären, und wünschten, daß man sie gänzlich abschaffete. Die Colonien hingegen

sind

sind der Meynung, daß es für sie und für die Krone vortheilhaft wäre, wenn man den Gebrauch dieser Papiere nicht durch Parlamentsacten eingeschränket hätte, und wenn es einzig und allein auf den freyen Willen einer jeden Colonie ankäme, die Summe zu bestimmen, die an Papieren umlaufen soll. Sie haben auch deswegen in England Vorstellung gethan, und man hat ihnen in der Parlamentssitzung im Jahre 1769 mehr Freyheit bewilliget.

Die Abgaben, die man in den Colonien bezahlet, sind nur etwas weniges. In einigen Provinzen ist auf das urbar gemachte Feld ein Grundzins geleget; allein er steigt nicht über einen halben Pfennig vom Acker nach dem Werthe des Landes. Eine gleiche Abgabe hat die Krone in Virginien aufgelegt, wo sie das ganze Land eigenthümlich besitzet: in andern Provinzen sind die Einwohner auch so gar von dieser Auflage befreyet, und besitzen ihre Güter als ein ganz freyes Lehn.

Eine jede andre Auflage muß von der Versammlung bewilliget werden: also taxiret sich jede Colonie selbst, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten, und sie bestimmet die Summe und die Art der Abgabe. Gemeiniglich folgt man der in England gewöhnlichen Regel, wo man 6, 12, 18 Pfennige bis auf eine halbe Krone, das ist, dritte halb Schilling vom Pfunde Sterling an Einkünften bezahlet. Dieses erstrecket sich auch auf

die

die Einkünfte der Handwerker und Aemter. Man weis daselbst nichts von Ein- und Ausgangsrechten, und von der Accise, nochweniger von den Frohndiensten. Nur die Schiffe bezahlen etwas weniges zur Unterhaltung der Leuchtthürme, die sich auf der Küste befinden. Uebrigens ist jedermann frey und unumschränkter Herr von seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen.

Die Stempelacte erfuhr eine allgemeine Widersetzung, weil sie in den Colonien das Recht mit ihrem Gelde nach eigenen Gefallen umzugehen, und folglich den Hauptpunkt ihrer Freyheit, und ihrer Lieblingsleidenschaft angriff. Sie haben bis hieher ohne Widerwillen alle andre Gesetze und Einschränkungen ihrer Handlungen und ihrer Manufacturen von Seiten des Parlaments ertragen; diese legen ihrer Freyheit in der That Hindernisse in den Weg: allein niemals ist ihnen etwas so empfindlich gewesen, als die Stempelacte, welche unmittelbar ihren Beutel angieng.

Die Colonien bewilligen dem Parlamente nicht das Recht, sie zu taxiren. Sie sagen, daß sie das englische Bürgerrecht haben, nach welchem keine englische Gemeine mit einer Auflage ohne ihre Einwilligung beschweret werden kann, das ist, ohne die Einwilligung des Unterhauses, wo jede Gemeine ihren Repräsentanten hat: da aber die Colonien, so wie Schottland, in dem Parlamente keine Repräsentanten haben, sondern nur in ihren Landesversammlungen, so können ihnen auch nur da rechtmäßiger Weise Abgaben aufgeleget werden.

den. Sie behaupten also, daß das Parlament kein Recht habe über ihren Beutel zu disponiren, und dieses Recht werden sie sich nicht nehmen lassen. Wenn die Engländer das Geld vom Stempel, zu Bezahlung ihrer Nationalschulden anwenden wollen, so glauben die Colonien eine heiligere Pflicht zu haben, nämlich ihre eignen Schulden zu bezahlen. Durch den letzten Krieg sind alle Colonien in Schulden gerathen, und diese müssen erst bezahlet werden. Die Colonien des nördlichen Amerika unterhielten auf ihre eigenen Kosten 25000 Mann wider die Franzosen: dieses kostete jeder Provinz jährlich 20, 30 bis 50000 Pfund Sterling und noch mehr. Wenn diese Schulden werden bezahlet seyn, so hat die Krone allezeit das Recht, von den Versammlungen der Colonien einen Beytrag zu fodern.

Alle Colonien waren über die Grundsäze einstimmig; auch beschlossen sie, eine allgemeine Versammlung zu halten, um diesen Sturm abzuwenden. Diese Versammlung von Deputirten aus allen Colonien des mitternächtlichen Amerika war ohne Zweifel bis dahin etwas unerhörtes, und der Schluß, den sie einmüthig fasseten, sich der Stempelacte zu widersetzen, und gemeinschaftlich an ihrer Abschaffung zu arbeiten, war ein kritischer Schritt: allein die Colonien gründen sich auf das Recht, das jeder englischer Bürger hat, Vorstellung zu thun, wenn er unterdrücket wird. Viele können sie zugleich thun, und die Anzahl ist nicht durch die

die Gesetze bestimmt, also können 2, oder 10, oder 100000 und noch mehr diese Vorstellungen thun, wenn sie dabey intereßirt sind.

Es sind nur wenige Festungen in dem mitternächtlichen Amerika. Philadelphia ist ganz offen, und hat nur eine Batterie, die den Fluß bestreicht, um die Stadt vor einer Landung zu schützen. Hin und wieder hat man einige Forts gebauet, um die Einfälle der Wilden zu hindern. Die Provinzen haben ihre Miliz, die auf ihre Kosten unterhalten wird, und der König ernennet die Officiers dazu. Neuengland unterhält die meisten Soldaten. Diese Truppen liegen in den kleinen Forts, worinnen der König die Commendanten ernennet: es giebt aber auch in dem mitternächtlichen Amerika englische Regimenter, welche die großen Festungen besetzet haben, und von der Krone bezahlet werden. Die Engländer dienen gerne in Amerika, denn sie bekommen ihre Bezahlung nicht nach dem Werthe des Landes, sondern auf den englischen Fuß, und überdieses bewilliget ihnen noch die Provinz gewisse Provisionen.

Die Erlangung von Canada ist ein großer Vortheil für die englische Nation und für die Colonien, und wenn man auch nur die Unkosten ersparte, die man zur Unterhaltung der Truppen und Festungen anwenden mußte. England unterhielt im letzten Kriege 25000 Mann in den Colonien, und diese hatten eben so viel auf den Füßen. Steht der englische Gouverneur mit den Colonien

in einem guten Vernehmen, so braucht man keine Kosten zu machen; ein Zug mit der Feder in dem Cabinet des Königs regieret alles. Die Colonien sind eben so zufrieden als England, daß Frankreich Neu-Orleans an die Spanier abgetreten hat: denn itzt sind sie versichert, die Wilden auf ihrer Seite zu haben, welche alle geschworne Feinde der Spanier sind; und diese sind weder so voller Ränke, noch so fleißig und geschickt als die Franzosen. Die allgemeine Einigkeit, die bey Gelegenheit der Stempelacte in den Colonien herrschete, ist sehr merkwürdig, weil außerdem die Colonien sehr eifersüchtig über einander sind. Es sind allemal viel Streitigkeiten unter ihnen über gewisse Gränzen, über Flüsse, und endlich über den Ausgang der innländischen Waaren, und den Eingang der fremden aus einer Provinz in die andre. Wären sie unabhängig, so würden sie einander schon lange bekriegt haben. Nur die Majestät und der Schutz des Königs hindern einen öffentlichen Bruch. Diese Eifersucht nimmt zu, so wie sie mächtiger werden. Pensylvanien läßt in seinem Betragen die größte Billigkeit blicken. Es läßt den Handel mit den andern Provinzen in Ansehung des Eingangs und des Ausganges völlig frey. Es bedienet sich blos des Wiedervergeltungsrechts gegen diejenigen, die ihre Handlung einschränken: auch thut es dieses nur so lange, bis die benachbarte Colonie diese Einschränkungen wieder aufhebt. Allein dergleichen Gesetze können, wie wir bereits gesagt haben, ohne des Königs Einwilligung nicht gültig seyn.

Antwort
des Herrn Franklin
auf
das gerichtliche Befragen
vor dem Unterhause
im Februar 1766.
als die Widerrufung der Stempelacte daselbst in Erwegung gezogen wurde.

Frage.

Wie heißen Sie, und wo sind Sie her?

Antwort. Ich heiße Franklin, und bin aus Philadelphia.

Fr. Bezahlen die Amerikaner unter sich starke Abgaben?

Antw. Gewißlich viele und sehr starke.

Fr. Welche sind diejenigen, die man itzt in Pensylvanien durch die Gewalt der Colonie aufgelegt hat?

Antw. Es sind welche auf den liegenden Gründen, und auf dem beweglichen Vermögen; es ist eine Kopfsteuer daselbst; eine Abgabe von

den Aemtern, von den Profeßionen, von der Handlung, und von allen Unternehmungen, nach Beschaffenheit des Profits. Ueber dieses hat man eine Accise auf die Weine, auf den Rum und auf alle spirituöse Getränke gelegt, so wie auch eine Abgabe von zehn Pfunden auf den Eingang eines jeden Neger, und noch einige andre Abgaben.

Fr. Wozu wird das Product dieser Auflagen angewendet?

Antw. Die bürgerlichen und militärischen Einrichtungen zu erhalten, die man in diesem Lande gemacht hat, und die großen Schulden zu bezahlen, die man im letzten Kriege zu machen genöthiget worden ist.

Fr. Wie lange sollen diese Auflagen dauern?

Antw. Die, welche man zur Wiederbezahlung der geborgten Summen bestimmt hat, sollen bis 1772 dauern, und noch länger, wenn der Zweck damit noch nicht erreicht ist. Die andern aber sind beständig.

Fr. Hoffete man nicht, daß die Schulden vor dieser Zeit würden bezahlet werden?

Antw. Man schmeichelte sich damit, als der Friede mit Frankreich und Spanien geschlossen wurde: allein der Krieg, den man nachgehends mit den Indianern geführet, hat ein neues Darlehn verursachet, und die Dauer der Auflage ist so wie sie war, durch ein neues Gesetz weiter hinaus gesetzet worden.

Fr.

Fr. Sind die Völker nicht im Stande, diese Lasten zu tragen?

Antw. Nein, die Provinzen an der Gränze an dem vesten Lande hin, sind von dem Feinde stark mitgenommen und ausgezehret worden, und können daher nur eine sehr mäßige Auflage bezahlen. Auch haben wir bey unsern letzten Einrichtungen auf ihr Unglück gesehen, so daß wir den Gegenden, welche gelitten haben, eine Erleichterung gemacht haben. Die andern Gouvernements haben meines Erachtens dasselbe gethan.

Fr. Haben Sie nicht an der Regierung der Posten in Amerika Antheil?

Antw. Ja, ich bin Untergeneraldirector von allen Posten in dem nördlichen Amerika.

Fr. Halten Sie es nicht für sehr möglich, das Stempelpapier allen Einwohnern durch die Post auszutheilen, wenn man sich nicht widersetzte?

Antw. Die Posten gehen nur längst den Küsten hin, und sehr wenige gehen in das Innere des Landes. Wenn man sie daselbst einführen wollte, so würden die Kosten oft mehr betragen, als was der Stempel einbringt.

Fr. Könnten Sie das Stempelpapier durch die Post in Canada austheilen?

Antw. Es sind daselbst keine Posten als zwischen Montreal und Quebec. Die Einwohner dieses weitläuftigen Landes sind so zerstreuet, und so weit von einander entfernet, daß keine Posten unter ihnen seyn können. Es ist ganz unmöglich, daß sie das Stempelpapier durch diesen Weg er-

halten sollten. Eben diese Schwierigkeit findet sich bey den Colonien, die an den Gränzen wohnen; sie sind wenig beträchtlich, und sind nicht näher beysammen.

Fr. Da die Wohnungen in geringer Anzahl und weit von einander entfernet sind, glauben Sie, daß die Stempelacte denen, die daselbst wohnen, große Schwierigkeiten verursachen könnte, wenn man auf die Ausführung derselben bestünde?

Antw. Davon kann man versichert seyn, denn die Einwohner könnten sich kein Stempelpapier in den Fällen anschaffen, wo sie welches brauchten, ohne lange Reisen zu unternehmen, und vielleicht drey oder vier Pfund Sterling zu verzehren, wenn die Krone etwa sechs Sols Einkünfte hätte.

Fr. Sind die Colonien, in dem Zustande, worinne sie sich gegenwärtig befinden, nicht im Stande, die Stempelabgabe zu bezahlen?

Antw. Ich glaube nicht, daß genug Gold und Silber in den Colonien sey, um die Stempelabgabe nur ein Jahr zu bezahlen.

Fr. Wissen Sie nicht, daß das Product dieser Abgabe nicht aus Amerika kommen sollte?

Antw. Ich weis, daß es durch die Acte zum amerikanischen Dienste bestimmet war: allein es würde in den neuerlich eroberten Colonien ausgegeben worden seyn, wo man Truppen unterhält, und nicht in denen, wo man die Auflage gehoben hat.

Fr. Ist nicht eine Handelsbilanz daselbst, wodurch das Geld aus den neuen Colonien, wo die Truppen liegen, in die alten zurückgehen würde?

Antw. Ich glaube nicht. Meines Erachtens würde nur sehr wenig zurückkommen, und ich weis von keiner Handlung, wodurch wir es wiederbekommen könnten. Ich bin überzeugt, daß der größte Theil dieser Summen aus den Colonien, wo sie ausgegeben worden, gerade nach England gehen würden.

Fr. Wie viel glauben Sie, daß in Pensylvanien weiße Einwohner sind?

Antw. Ungefähr hundert und sechzig tausend.

Fr. Wie viel sind Quaker unter dieser Anzahl?

Antw. Vielleicht ein Drittel.

Fr. Wie viel Deutsche?

Antw. Vielleicht ebenfalls ein Drittel, doch weis ich es nicht ganz gewiß.

Fr. Giebt es unter diesen Deutschen welche, die in Europa gedienet haben?

Antw. Ja, viele haben in Amerika und in Europa die Waffen getragen.

Fr. Sind sie über die Auflage des Stempels eben so mißvergnügt als die Engländer?

Antw. Ja, so gar noch vielmehr, und mit Recht; denn in vielen Fällen würde die Last für sie doppelt seyn.

Fr. Wie viel giebt es in dem ganzen nördlichen Amerika weiße Leute?

Antw. Ungefähr dreymal hundert tausend zwischen sechzehn und sechzig Jahren *).

Fr. In welcher Proportion hat die Bevölkerung in Amerika zugenommen **)?

Antw. Ich glaube, daß sie sich, eins ins andre gerechnet, in funfzehn Jahren verdoppeln. Allein der Absatz der englischen Manufacturen vermehret sich in einer größern Proportion, da die Consumtion dem Wachsthume der Bevölkerung nicht genau folget, und nach Beschaffenheit des Vermögens stärker wird.

Fr.

*) Dieses setzet ungefähr zwey Millionen Seelen voraus.

**) Hier fangen wir an, die Ordnung, worinne Herr Franklin befraget wurde, ein wenig zu unterbrechen. In einer zahlreichen Versammlung, wo alle Mitglieder das Recht zu fragen hatten, konnte man der Ordnung der Ideen nicht mit der größten Genauigkeit folgen. Alle Materien waren außerordentlich unter einander gemenget, und dieses war ohne Zweifel ein Verdienst für die Gegenwart des Geistes des Herrn Franklin, da er auf zwanzig verschiedene Gegenstände antworten mußte, die man in den an ihm gethanen Fragen vorbrachte. Vielleicht beliebte auch den Fragenden diese Unordnung selbst: so viel aber ist gewiß, daß eine Menge Wiederholungen daraus entstunden, die, wenn sie alle angeführet wären, die Reihe der Gedanken des Lesers beständig unterbrechen würden. Wir haben also die Fragen versetzet, um mehr Ordnung hineinzubringen, und die beschwerlichen Wiederholungen zu vermeiden.

Fr. Was ist Ihrer Meynung nach die Ursache, warum die Bevölkerung in Amerika geschwinder von statten gehet als in England?

Antw. Weil man sich jünger und so zu sagen durchgängig daselbst verheirathet.

Fr. Warum das?

Antw. Weil zwey junge fleißige Leute leicht ein Stück Land erhalten, womit sie ihre Familie aufziehen können.

Fr. Ist das geringe Volk in Amerika nicht in bessern Umständen als in England?

Antw. Es kann es seyn, wenn es mäßig und arbeitsam ist, weil die Arbeit besser bezahlt wird.

Fr. Sie haben gesagt, daß die Pensylvanier mit schweren Abgaben beladen sind: wie viel bezahlen sie wohl von ihren Einkünften vom Pfunde?

Antw. Die Abgaben von den liegenden und beweglichen Gründen belaufen sich, alles gerechnet, auf achtzehn Pfennige vom Pfunde: alle andre, so wie auch die Abgaben von dem Profite der Handlung und der Industrie betragen, glaube ich, dritthalb Sols vom Pfunde.

Fr. Sind die Abgaben in Pensylvanien nicht ungleich ausgetheilet, und hat man nicht besonders diejenigen übertrieben, die man auf den Handel und auf die Industrie geleget hat, um die englische Handlung zu beschweren?

Antw. Diese Abgaben sind in Ansehung der Proportion nicht stärker, als die man auf die Län-

dereyen geleget hat. Man hat überall, nach Beschaffenheit des Profits, die Auflage gemacht.

Fr. Aus was für einer Classe von Bürgern bestehet die Versammlung; sind es Kaufleute oder Eigenthümer?

Antw. Es sind Eigenthümer, Kaufleute und Künstler.

Fr. Machen die Eigenthümer nicht die größte Zahl aus?

Antw. Ich glaube, ja.

Fr. Thun sie nicht alles, was sie können, um die liegenden Gründe von der Auflage zu befreyen, und die Handlung immer mehr und mehr zu beschweren?

Antw. Ich habe niemals sagen hören, daß man diese Absicht hätte: übrigens würde dieses Unternehmen mit dem Ausgange schlecht übereingestimmet haben. Der Kaufmann hat beständig die Feder in der Hand, und rechnet; beschweret man seine Handlung, so vermehret er sogleich in eben der Proportion den Preis seiner Waaren, und diejenigen, welche sie verbrauchen, welches hauptsächlich die Eigenthümer sind, müssen die ganze Last, oder doch wenigstens den größten Theil der Vermehrung tragen.

Fr. Wie hoch beläuft sich in Ihrer Provinz die Kopfsteuer eines Mannes, der nicht verheyrathet ist?

Antw. Ein jeder freyer Mann, der das ein und zwanzigste Jahr erreichet hat, muß, glaube ich, funfzehn Schillinge geben.

Fr.

Fr. Wie viel betragen wohl alle Abgaben in Pensylvanien?

Antw. Ich schätze sie auf 20000 Pfund.

Fr. Wie war die Gesinnung von Amerika gegen England vor 1763?

Antw. Die beste von der Welt; die Amerikaner hatten außer einer völligen Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs, auch noch eine große Hochachtung für das Parlament. Die Gültigkeit seiner Acten wurde in allen Tribunalien erkannt. So zahlreich auch die Bevölkerung in den alten Colonien ist, so kostete es ihnen doch nichts, und sie brauchten weder Festungen, noch Citadellen, noch Besatzungen, noch Truppen, um sie im Zaume zu halten. Sie brauchten weiter nichts, um sie zu regieren, als eine Feder, ein wenig Dinte und Papier. Sie konnten sie mit einem bloßen Faden leiten. Sie waren nicht nur mit Hochachtung, sondern auch mit Liebe gegen Großbritannien, gegen seine Gewohnheiten, Gesetze und Manieren durchdrungen; sie nahmen seine Moden eifrig an; und es war kein geringer Zweig für ihre Handlung. Sie begegneten den Engländern vorzüglicher Weise, und wer ursprünglich aus Großbritannien war, der stund in großer Achtung unter uns.

Fr. Wie ist ihre Gesinnung gegenwärtig?

Antw. Die hat sich sehr verändert.

Fr. Wie betrachteten die Amerikaner das Parlament?

Antw. Als die stärkste Stütze und den sichersten Wall ihrer Freyheit, und ihrer Privilegien. Sie redeten niemals anders als mit der größten Hochachtung und Ehrerbietung davon. Fiel ihnen ein, daß sie willkührliche Minister einmal zu unterdrücken suchen möchten: so trösteten sie sich mit der gewissen Zuversicht, daß das Parlament ihre Klagen hören und sie vertheidigen würde. Sie erinnerten sich mit zärtlicher Dankbarkeit einer merkwürdigen Probe, die sie davon erhalten hatten. Man hatte im Parlamente eine Bill vorgetragen, mit dieser Clausel, daß die königlichen Verordnungen in den Colonien die Kraft der Gesetze haben sollten; allein das Unterhaus widersetzte sich, und die Sache wurde nicht ausgeführet.

Fr. Haben sie nicht immer noch die Hochachtung für das Parlament?

Antw. Nein, sie hat sehr abgenommen.

Fr. Woher kömmt das?

Antw. Dazu haben verschiedene Dinge beygetragen; die Einschränkungen, die man in ihrem Handel gemacht, und wodurch man das Geld der Fremden aus den Colonien weggezogen hat; das Verbot, sich des Papiergeldes zu bedienen; eine neue Auflage und eine beschwerliche Auflage mit dem Stempelpapiere; die Abschaffung der Urtheile durch Geschworne, die zu gleicher Zeit zum Vorscheine kamen; und endlich die Weigerung, ihre unterthänigen Vorstellungen anzunehmen und anzuhören.

Fr.

Fr. Haben Sie von einer Hinderniß reden hören, welche man neuerlich der spanischen Handlung in den Weg geleget hat?

Antw. Ja. Ich habe gehöret, daß sie durch einige neue Verordnungen so wohl als durch die englischen Kriegsschiffe und Küstenbewahrer, an den Küsten von Amerika sehr gedrücket würde.

Fr. Halten Sie es vor billig, daß Amerika von England geschützet werde, ohne daß es zu den Kosten etwas beytrage?

Antw. In diesem Falle befinden sich die Colonien nicht. Sie haben im vorigen Kriege an die 25000 Mann auf ihre Kosten geworben, gekleidet, und unterhalten, und es hat ihnen verschiedene Millionen gekostet.

Fr. Sind sie nicht von dem Parlamente wieder bezahlet worden?

Antw. Man hat uns nur das wiedergegeben, was man unsern Antheil zur Contribution zu übersteigen geglaubet hat; oder man hat uns vielmehr nur den Ueberschuß von dem zurückgegeben, was man billiger Weise von uns fordern zu können geglaubet hat. Dieses war etwas weniges in Vergleichung mit unserm Aufwande. Pensylvanien hatte z. E. ungefähr fünfmal hundert tausend Pfund Sterling ausgeleget, und die übermachten Summen betrugen noch nicht 60000 Pfund.

Fr. Glauben Sie nicht, daß sich die Colonien der Stempelacte unterwerfen würden, wenn man sie mäßigte, und sie auf einige ganz leichte Artikel setzte?

Antw.

Antw. Nein, niemals würden sie sich unterwerfen.

Fr. Was denken Sie von einer neuen Auflage, die man in eben der Absicht als die vom Stempel einführete; und wie würden sie die Amerikaner aufnehmen?

Antw. Just so, wie sie jene aufgenommen haben; sie würden sie nicht bezahlen.

Fr. Wissen Sie nicht, daß dieses Haus nebst dem Oberhause entschieden haben, daß das Parlament das Recht hat in Amerika Auflagen zu machen?

Antw. Ja, ich habe von dieser Entscheidung reden hören.

Fr. Was werden die Amerikaner davon denken?

Antw. Sie werden sie für ungerecht, und der Einrichtung der Regierung zuwider halten.

Fr. Dachten die Amerikaner schon vor 1763, daß das Parlament nicht das Recht hätte Gesetze zu machen und Auflagen und Abgaben in ihrem Lande auszuschreiben?

Antw. Ich habe niemals gehöret, daß man dieses Recht, Auflagen in Absicht auf die Handlung zu machen, bestritten hätte; ich habe jederzeit gesehen, daß es die Gültigkeit seiner Gesetze erkannte: allein was das Recht anlanget, uns selbst im Lande Abgaben aufzulegen, so hat man niemals geglaubet, daß ihnen dieses zukäme, weil wir keine Repräsentanten darinnen haben.

Fr. Worauf mag sich das Volk in Amerika mit diesem Unterschiede gründen?

Antw.

Antw. So viel ich in allen Unterredungen, wo ich zugegen gewesen bin, gehöret habe, so kam man durchgängig darinnen überein, daß wir von einem Parlamente nicht konnten taxiret werden, worinnen wir keine Repräsentanten hätten: Die Bezahlung der Abgaben hingegen, die durch eine Parlamentsacte auf die Handlung geleget worden ist, hat man niemals streitig gemacht.

Fr. Könnten Sie wohl einen Schluß von einigen Ihrer Versammlungen oder eine öffentliche Acte anführen, wo man diesen Unterschied gemacht hat?

Antw. Ich glaube nicht, daß eine vorhanden sey. Denn mich deucht, daß wir niemals Gelegenheit gehabt haben, eine solche Acte zu machen, als bis sie uns taxiren wollten. Dieses Unternehmen hat gemacht, daß man diesen Unterschied in einer öffentlichen Acte vestgesetzet hat, welche nicht nur von allen Versammlungen des vesten Landes, sondern auch von allen Gliedern, woraus sie bestunden, einmüthiger Weise angenommen worden ist.

Fr. Was hat denn also vor dieser Zeit Gelegenheit geben können in den Gesellschaften über diese Materie zu sprechen?

Antw. Eine Rede, die im Jahre 1754 gieng, und die, wie ich glaube, von hier kam, war die Ursache davon. Man sagte, daß sich die Gouverneurs der Colonien, im Fall eines Krieges, wovon man damals redete, versammlen, und verordnen würden, wie die Truppen geworben und die Forts erbauet werden sollten, und daß sie zur gemeinen Vertheidigung alle nöthige Maasregeln ergreifen wür-

würden; daß die dazu erforderlichen Summen aus dem Schatze hier genommen werden sollten, und daß man nachgehends den Betrag derselben, durch eine auf Befehl des Parlaments aufgelegte allgemeine Taxe von den Colonien erheben würde. Diese Nachricht wurde gar bald der Gegenstand aller Unterredungen: es war nur eine einzige Meynung, und diese war, daß es die Gerechtigkeit und die Natur der englischen Regierung nicht erlaubeten, daß uns von dem Parlamente Auflagen gemacht würden, so lange wir keine Repräsentanten darinnen hätten.

Fr. Wissen Sie nicht was für einiger Zeit in Neuyork vorgefallen ist? Die Versammlung weigerte sich oder vernachläßigte die zur Unterhaltung der bürgerlichen Regierung nöthigen Summen aufzubringen; man zog es in Erwegung und schlug vor, sich deshalb an das Parlament zu wenden, um die Auflagen dererjenigen zu bestimmen, die das dadurch entstandene deficit ersetzen sollten.

Antw. Von diesem Vorfalle habe ich niemals gehöret.

Fr. Die Sache wurde daselbst in Erwegung gezogen. Und können Sie sich vorstellen, daß man in Neu-York glaubte, daß dieses Recht des Parlaments in Amerika Contributionen auszuschreiben nur lokal, und im Fall eines deficit in eine besondere Colonie eingeschränket wäre? Ohne Zweifel glaubte man nicht, daß es das Parlament ausüben könnte, als wenn sich die Versammlung weigern würde, die nöthigen Subsidien aufzubringen?

Antw.

Antw. Es ist unmöglich, daß sich irgend eine Versammlung weigern könnte, die zur Unterhaltung ihrer eigenen Regierung nöthigen Kosten aufzubringen. Sie müßte keinen gesunden Verstand haben, und man wird mir erlauben dieses für unwahrscheinlich zu halten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemals in Neuyork etwas von der Art vorgefallen seyn sollte, und man hat entweder die Sache übel vorgestellet, oder man hat sie nicht recht gesehen. Ich weis, daß man auf einige Vorstellungen der großbritannischen Regierung die Versammlungen nöthigen wollte, zur Besoldung des Gouverneurs eine festgesetzte Summe zu bestimmen, welches sie weislich abschlug: allein ich glaube nicht, daß sich jemals eine Versammlung, weder in Neuyork, noch in irgend einer andern Colonie geweigert habe, zur Unterhaltung ihrer Regierung gehörigermaaßen etwas beyzutragen.

Fr. Allein, wenn ein Gouverneur auf erhaltenen Befehl eine Versammlung zusammen rufte, und man weigerte sich darinnen die nöthigen Subsidien aufzubringen, würde es alsdenn für die Colonie und für die Regierung vortheilhaft seyn, daß das Parlament aus eigner Gewalt die Auflage machte?

Antw. Auch in diesem Falle würde es meines Erachtens nicht nöthig seyn. Wenn eine Versammlung unbesonnen genug wäre, um eine so vernünftige Sache zu verweigern, so würde sie nicht lange auf ihrer Hartnäckigkeit bestehen; die Unordnungen und die Verwirrungen die daraus entstehen würden, sollten sie gar bald wieder zurechte bringen.

Fr. Allein wenn nun dieses nicht geschähe, wäre alsdenn Großbritannien nicht befugt dieser Sache abzuhelfen?

Antw. Ich habe nichts wider ein Recht einzuwenden, das man nur in einem solchen Falle gebrauchen würde, wenn es das Beste des Volks erforderte.

Fr. Allein, wem kömmt es zu, darüber zu urtheilen, soll es Großbritannien oder die Colonie thun?

Antw. Niemand kann besser davon urtheilen als diejenigen, welche den Vortheil oder Nachtheil davon zu empfinden haben.

Fr. Sie sagen, daß sich die Colonien allezeit den äußerlichen Auflagen unterworfen haben, und daß sie dem Parlamente nur das Recht, innerliche aufzulegen, streitig machen; könnten Sie uns nunmehro wohl zeigen, daß zwischen diesen beyden Arten von Auflagen in Absicht auf die Colonien einiger Unterschied sey?

Antw. Ich glaube, daß es ein großer Unterschied ist. Eine äußerliche Taxe, ist eine Abgabe, die man auf die Waaren gelegt hat, welche man zu uns bringet; man schlägt sie auf den Werth der Sache, und zu den andern Kosten die sie begleiten; sie wird auch ein Theil des Preises. Gefällt die Waare dem Käufer nicht um den Preis, so nimmt er sie nicht, und er braucht die Auflage nicht zu bezahlen. Wird innerlich eine Taxe gemacht, so verhält sich die Sache ganz anders: es ist eine Last, die man dem Volke wider seinen Willen aufbürdet, wenn sie nicht von seinen eigenen Repräsentanten aufgeleget wor-

den

den ist. Der Stempel erlaubet uns z. E. kein Handlungsgeschäfte, keine Vertauschung unter uns; er hindert uns, auf unsre Rechte Anspruch zu machen, die Zahlung einer Schuld einzutreiben, uns zu verheyrathen, ein Testament zu machen, wenn wir nicht zuvor die und die Summe bezahlet haben. Dieses heißt, uns unser Geld mit Gewalt nehmen zu wollen, oder unsern Untergang beschlossen zu haben, wenn wir uns weigern es zu geben.

Fr. Allein wenn man eine Auflage auf Waaren machte, die man in Ihre Colonien bringt, und die sie nicht entbehren können, würde sie nicht eben die Wirkung haben, als eine innländische Taxe?

Antw. Ich weis keinen einzigen Artikel von allem was in unsre Colonien gebracht wird, den wir nicht auch bey uns fabriciren, oder ihn entbehren könnten.

Fr. Glauben Sie nicht, daß ihnen die englischen Tücher durchaus nöthig sind?

Antw. Ganz und gar nicht. Durch eine gute Oekonomie würden sich die Einwohner der Colonien gar bald helfen.

Fr. Würde nicht einige Zeit erfordert werden, um Manufacturen anzulegen, und würde man nicht unterdessen viel Unbequemlichkeiten auszustehen haben?

Antw. Ich glaube nicht. Sie sind schon sehr weit gekommen, und ich bin überzeugt, daß sie sich, ehe die Kleider, die sie tragen, zerrissen sind, andre von ihrer eignen Fabrike werden verfertigen können.

Fr. Werden sie eine hinlängliche Quantität Wolle in dem nördlichen Amerika finden können?

Antw. Sie haben Maaßregeln genommen, um die Quantität derselben zu vermehren; und haben durchgängig mit einander beschlossen, keine Lämmer mehr zu essen, auch hat man im vorigen Jahre nur wenig geschlachtet. Wenn sie nun so fortfahren, so wird die Quantität Wolle in kurzen erstaunlich zunehmen. Und da sie übrigens nicht Willens sind, eine auswärtige Handlung damit zu treiben, so werden sie auch keine großen Manufacturen anzulegen brauchen, dergleichen in den Fabrikstädten von England sind; jede Familie wird, ohne aus dem Hause zu gehen, die zu ihrem Gebrauche nöthigen Zeuge spinnen und verfertigen können.

Fr. Glauben Sie, daß sie in Zeit von einem bis zwey Jahren so viel Wolle und Manufacturen haben werden, als zu ihren Bedürfnissen nöthig sind?

Antw. Drey Jahre werden meines Erachtens hinlänglich seyn.

Fr. Wird die Strenge des Winters in den mitternächtlichen Colonien der guten Eigenschaft der Wolle nichts schaden?

Antw. Sie ist sehr schön und gut daselbst.

Fr. Wissen Sie nicht, daß in den Colonien, die mehr gegen Mittag zu liegen, als Virginien die Wolle rauh, und so zu sagen, nur eine Art von Haaren ist?

Antw. Dieses weis ich nicht. Ich habe niemals etwas davon gehöret, ohnerachtet ich einigemal in Virginien gewesen bin. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich auf die Wolle besonders Achtung gegeben hätte, doch glaube ich, daß sie sehr gut ist, ob ich schon nicht genau davon zu reden

im Stande bin. Uebrigens brauchen Virginien und die Colonien, die mehr gegen Mittag zu liegen, die Wolle nicht so nothwendig, da ihre Winter kurz, und gar nicht streng sind; die übrige Jahreszeit können sie sich ganz wohl in Leinwand und Cattun kleiden, welche ihr Land hervorbringt.

Fr. Muß man nicht in den mitternächtlichen Colonien das Vieh den ganzen Winter durch füttern?

Antw. An einigen Oertern muß man es einen Theil dieser Jahreszeit über thun.

Fr. Wenn man nun, ohne dasjenige zu berühren, was das Parlament in Ansehung seines Rechts beschlossen hat, die Stempelacte widerrufete, glauben Sie wohl, daß alsdenn die Americaner zufrieden seyn würden?

Antw. Die Entscheidung des Rechts würde sie meines Erachtens wenig beunruhigen, wenn man es nicht wollte geltend machen. Wahrscheinlicher Weise würden sie alsdenn auf eben dem Fuße zu seyn glauben als Irrland: sie wissen, daß England eben die Ansprüche darauf hat, daß es sich aber auch dabey begnüget. Sie würden denken, daß sie sich gegen sie eben so betragen würden, wenn nicht außerordentliche Vorfälle entstünden.

Fr. Allein, wem kömmt es zu, diese Gelegenheiten und Vorfälle zu beurtheilen. Kömmt es nicht dem Parlamente zu?

Antw. Wenn dieses gleich ist, so werden sich doch die Einwohner der Colonien wenigstens schmeicheln, daß es dieses Recht niemals ausüben werde, ohne ihre Repräsentanten zugelassen zu haben,

ben, und daß es bey vorfallender Gelegenheit welche zu schicken befehlen werde.

Fr. Haben Sie nicht sagen hören, daß sich die Einwohner von Maryland in dem letzten Kriege geweigert haben, ihren Theil zur allgemeinen Vertheidigung zu bezahlen?

Antw. Man hat dem, was in Maryland vorgefallen ist, eine üble Wendung gegeben. So viel weis ich, daß man sich niemals geweigert hat, der Krone Subsidien zu bewilligen; die Versammlungen haben jedes Jahr im Kriege beschlossen, ansehnliche Summen herzugeben, und haben auch die nöthigen Verfügungen getroffen, um sie zu heben. Nach der Gewohnheit dieser Provinz wurden die Bills davon in den Rath oder in das Oberhaus geschickt, damit sie mit gemeinschaftlicher Genehmigung dem Gouverneur übergeben würden, um nachgehends eingetragen zu werden, und die Kraft eines Gesetzes zu erhalten. Unglücklicher Weise entstunden zwischen den beyden Häusern Streitigkeiten, welche diese Einwilligung verhinderten, und aus Mangel dieser wesentlichen Bedingung konnten die Bills, eine oder zwey ausgenommen, keine Wirkung haben. Der Rath der Eigenthümer in der Colonie verwarf sie. Die Einwohner von Maryland haben also ihren Theil zur Contribution zwar nicht beygetragen; allein davon muß man die Schuld dem Volke nicht beymessen, sondern denen, welchen die Verwaltung der Geschäfte aufgetragen war.

Fr.

Fr. Sagte man nicht in den andern Provinzen, daß man sich an das Parlament wenden wollte, um sie zum Beytrage zu nöthigen?

Antw. Dieses habe ich zwar gehöret; allein da man wohl wußte, daß dem Volke nichts zur Last geleget werden könnte, so wurde das Vorhaben nicht ausgeführet, und man unternahm deswegen nicht das geringste.

Fr. Wurde dieses nicht in einer öffentlichen Versammlung vorgeschlagen?

Antw. So viel ich weis, niemals.

Fr. Erinnern Sie sich einer Acte der Versammlung, welche das Papiergeld in Neuengland abschaffte?

Antw. Ich erinnere mich dieser Abschaffung in der Bay Massachuset.

Fr. Trug der Vicegouverneur Hudchinson nicht besonders zu dieser Acte viel bey?

Antw. So habe ich sagen hören.

Fr. Wurde dieses Gesetz nicht damals dem Interesse der Einwohner in den Colonien für sehr nachtheilig gehalten?

Antw. Dieses mußte, so viel ich glaube, nothwendig seyn, gleichwohl kann ich in diesem Stücke nichts gewisses sagen, weil ich von dieser Provinz weit entfernet war.

Fr. War nicht die Seltenheit der Gold- und Silbermünzen eine von den Ursachen, die man wider die Abschaffung der Papiere anführete?

Antw. Ich glaube, ja.

Fr. Ist man immer noch dieser Meynung, und scheint dieses Gesetz noch heut zu Tage so schädlich zu seyn als damals?

Antw. Ich glaube nicht.

Fr. Hat man nicht bisweilen den Gouverneuren Befehle zugeschickt, die sehr gewaltthätig und der gesunden Politik zuwider sind?

Antw. Ja.

Fr. Hat dieses nicht gemacht, daß sich einige Gouverneurs nicht daran gekehret, und sie nicht ausgeführet haben?

Antw. Dieses habe ich sagen hören.

Fr. Machten die Amerikaner damals dem Parlamente, das sich der Unterdrückung widersetzte, das Recht, die Handluug zu reguliren, streitig?

Antw. Nein.

Fr. Wie würden sie innerliche Einrichtungen nebst einer Taxe aufnehmen?

Antw. Ich glaube, daß sie sich widersetzen würden.

Fr. Ihre Absicht ist also, sich keiner Einrichtung mit einer Auflage zu unterwerfen?

Antw. Ihre Meynung ist diese. Wenn der Staat Subsidien nöthig hat, so soll man sie nach dem zu allen Zeiten eingeführten Gebrauche von ihren Versammlungen fordern, welche sie freywillig zugestehen werden, wie sie jederzeit gethan haben. Sie sagen, ihr Geld müsse nicht ohne ihre Einwilligung gegeben, und eine Auflage von Leuten bewilliget werden, die weit von ihnen wohnen, und folglich von ihrer Lage und von ihren Kräften ganz und gar nicht unterrichtet sind. Dem Staate Subsidien

sidien zu bewilligen, ist das einzige Mittel, wodurch sie vor den Augen des Regenten ihren Eifer zeigen können. Es ist also grausam, ja ungerecht für sie, daß ihnen eine Versammlung, wo sie keine Repräsentanten haben, dieses Verdienst raubet, und sich eines daraus machet, dasjenige zu bewilligen, was ihr nicht zukömmt. Die Colonien werden dadurch eines der schönsten ihrer Rechte beraubet, eines Rechtes, welches sie um so viel höher schätzen, da sich alle die andern darauf gründen.

Fr. Allein ist nicht die Einführung der Posten, die sie schon lange angenommen haben, eine Auflage und eine Einrichtung zu gleicher Zeit?

Antw. Nein. Der Preis, den man für das Porto eines Briefs bezahlt, hat die Natur der Auflage nicht; es ist eigentlich nur eine Vergeltung für einen geleisteten Dienst. Da man nun diesen Dienst nicht anzunehmen braucht, so hat man auch keine wahre Verbindlichkeit zu bezahlen. Es steht einem, wie vor der Einführung der Posten, eben noch so frey, die Briefe durch seine Leute, durch einen ausdrücklichen Boten oder mit Freunden zu schicken, wenn es bequemer oder sicherer zu seyn scheint.

Fr. Sehen sie nicht wenigstens die Einrichtungen als eine Auflage an, die man im vorigen Jahre mit den Posten gemacht hat?

Antw. Durch diese Einrichtungen ist das Briefporto in ganz Amerika um dreyßig von Hundert erniedriget worden, folglich können sie um so viel weniger für eine Taxe angesehen werden.

Fr. Wenn das Parlament auf eine Art von Materien eine Accise legte, deren Bezahlung die Amerikaner vermeiden könnten, wenn sie diese Materie nicht consumirten, würde es keine Schwierigkeiten machen?

Antw. Sie würden sich ganz gewiß widersetzen. Denn eine Accise ist keine Vergeltung für einen geleisteten Dienst, sondern eine Auflage. Es ist ein Theil ihres Vermögens, den man von ihnen fordern muß, und den man blos von ihnen erlangen kann. Aus was für einem Grunde sollten auch Leute darüber disponiren, denen sie keine Vollmacht dazu gegeben haben.

Fr. Sie sagen, daß sie dem Parlamente nicht die Gewalt streitig machten, den Eingang mit Auflagen zu beschweren: finden sie denn aber einen Unterschied zwischen Auflagen auf die eingeführten Waaren, und einer Accise auf ihre Consumtion?

Antw. Es ist ein sehr großer. Aus den bereits angeführten Gründen behaupten sie, daß Sie kein Recht haben in dem Innern ihres Landes Auflagen zu machen; allein sie wissen, daß das Meer Ihre ist, daß Sie die Sicherheit desselben durch ihre Flotten erhalten, und daß Sie es von Seeräubern reinigen. Folglich können Sie ein natürliches u. billiges Recht haben, auf die Waaren, die Sie durch diesen Theil ihrer Domainen schaffen, Abgaben zu fordern, die Sie wegen der Kosten schadlos halten, welche Sie deswegen machen müssen.

Fr. Würde dieses nicht auch beweisen, daß man auf die Ausfuhre ihrer Landesproducten eine

Abgabe legen könnte, und würde eine solche Auflage auf ihrer Seite keinen Widerspruch leiden?

Antw. Wenn die Waaren dadurch so sehr vertheuret würden, daß man nicht mehr so stark darnach fragte, so können Sie versichert seyn, daß sie sich darwider setzen würden; nicht etwa just darum, um Ihnen das Recht, die Handlung zu reguliren, streitig zu machen; sondern, um sich über den davon gemachten Gebrauch als über eine Last zu beklagen, die sie zu erleichtern verlangen würden.

Fr. Ist die Abgabe, die man von der Ausfuhre des Tobaks bezahlet, nicht von dieser Art?

Antw. Meines Erachtens bezahlt man nur von dem Tobak was, den man längst den Küsten aus einer Colonie in die andre schafft; und über dieses ist es ein Fond, der zur Unterhaltung des Collegium von Williamsburg in Virginien bestimmet ist.

Fr. Haben nicht die Versammlungen der Colonien in Westindien eben die natürlichen Rechte als die in Amerika?

Antw. Ja, ohne Zweifel.

Fr. Und hat man nicht auf die Ausfuhre ihres Zuckers Auflagen geleget?

Antw. Die Umstände dieses Landes sind mir wenig bekannt: unterdessen glaube ich, daß die Abgabe von vier und ein halb Procent, die sie von dem ausgehenden Zucker bezahlen, von ihren eigenen Versammlungen bewilliget worden ist.

Fr. Wenn man nun die Stempelacte nicht widerrufte, was wird da Ihrer Meynung nach wohl geschehen?

Antw. Die Amerikaner werden die Achtung und die Liebe, die sie für England haben, gänzlich verlieren, und Sie werden die Handlung in kurzen ganz vernichtet sehen, die sich blos auf diese Gesinnung gründet.

Fr. Wie kann die Handlung darunter leiden?

Antw. Daß sie gar bald von Ihren Manufacturen fast nichts mehr nehmen werden.

Fr. Ist es möglich, daß sie sie entbehren können?

Antw. Die Waaren, die sie aus England ziehen, haben entweder einen großen Nutzen, oder dienen blos zur Bequemlichkeit, oder sie gehören unter die überflüßigen Dinge. Zur ersten Classe gehören die Tücher u. s. w. welche sie sich auch zu Hause verschaffen können. Das, was zur Bequemlichkeit dienet, werden sie gar leicht entbehren, bis sie die Mittel finden, es in ihren eigenen Landen zu haben. Und was der Ueberfluß anlanget, welcher der Hauptzweig der Handlung ist, so werden sie ihm gänzlich entsagen. Manche Sache, die man sehr eifrig suchte, weil sie in einem hochgeachteten Lande Mode war, wird aus dem entgegengesetzten Grunde verabscheuet, und mit Unwillen verworfen werden. Durch eine allgemeine Einwilligung hat man bereits den Gebrauch der Kleidung verbannet, welchen man bey der Trauer brauchte, und man hat für viele tausend Pfund Sterling zurückgeschicket, weil man nichts davon absetzen konnte.

Fr. Ist es dem Vortheile der Amerikaner gemäß, ihre Tücher selbst zu fabriciren?

Antw. Für das gegenwärtige glaube ich, daß sie diejenigen, die sie eben so fein haben wollten, aus England wohlfeiler ziehen könnten: wenn man aber auf der andern Seite die Hindernisse betrachtet, welche der Handlung im Weg geleget werden, und die Schwierigkeiten bedenket, das Geld dafür zu überschicken, so ist es ihr Vortheil, alles zu fabriciren.

Fr. Glauben Sie, daß sie ihren Unwillen so weit treiben würden, schlechte und grobe Zeuge, die in ihrem Lande gemacht sind, eben so theuer zu bezahlen, und sie den andern von besserer Güte vorzuziehen?

Antw. Ja das glaube ich. Die Leute werden eben so gern bezahlen, um die eine oder die andre Leidenschaft, ihren Unwillen oder ihre Eitelkeit zu befriedigen.

Fr. Sollten die Einwohner von Boston einwilligen, ihre Handlung aufzugeben?

Antw. Die Handelsleute sind in Vergleichung des übrigen Theils der Colonisten nur in geringer Anzahl, und sie müßten nothwendig einen Handel aufgeben, wenn man keine Waaren mehr von ihnen nähme.

Fr. Woraus besteht das Volk in den Colonien?

Antw. Aus Pachtern und Eigenthümern oder Pflanzern.

Fr.

Fr. Würden sie die Producten ihrer Ländereyen verderben lassen?

Antw. Nein, sie würden mehr fabriciren, und weniger Land bauen.

Fr. Würden sie wohl ohne Verwaltung der Gerechtigkeit in Civilsachen leben, und sich lieber den Beschwerlichkeiten eines solchen Umstandes auf eine geraume Zeit aussetzen wollen, als das Stempelpapier zu gebrauchen, wenn die Austheilung desselben durch eine hinlängliche Gewalt beschützet würde, daß sie es überall haben könnten?

Antw. Ich halte es vor unmöglich das Stempelpapier so zu beschützen, daß es jedermann überall haben könne. In der Acte steht, daß Unteraustheiler in allen Provinzen, Städten, Gegenden und Dörfern seyn sollen, und dieses wird in der That nöthig seyn: allein die vornehmsten Vertheiler, die einen ansehnlichen Profit davon zu ziehen glaubten, sind gar bald gewahr geworden, daß es der Mühe nicht werth wäre, damit fortzufahren, und ich glaube, daß man unmöglich Unteraustheiler finden würde, die sich für einen mäßigen Gewinn dem Hasse des gemeinen Volks und der Gefahr aussetzen wollten, welche ihnen dieses Amt zuziehen würde. Und wenn man auch welche finden könnte, so scheint es mir ganz unthunlich zu seyn, das Stempelpapier an Oertern zu beschützen, die so weit von einander entfernet sind.

Fr.

Fr. Allein, wird es das Volk wenigstens an den Oertern wo es beschützet werden kann, nicht lieber gebrauchen, als in einem Zustande zu bleiben, worinne es weder seine Rechte vertheidigen, noch eine Schuldforderung gesetzmäßig eintreiben kann?

Antw. Es ist schwer zu sagen, was es thun würde, und was die andern denken und thun würden, kann ich daraus beurtheilen, was ich bey mir selbst empfinde. Man ist mir ansehnliche Summen in Amerika schuldig, und ich würde dem Rechte, die Bezahlung gerichtlich einzutreiben, viel lieber auf immer entsagen, als mich der Stempelacte unterwerfen; Es würden Ehrenschulden daraus werden. Ich glaube also, daß das Volk entweder in dieser Verfassung bleiben, oder ein Mittel ausfindig zu machen suchen würde, sich zu helfen; es würde z. E. durchgängig festsetzen, sich vor Gerichte des gemeinen Papiers zu bedienen.

Fr. Wäre es nicht möglich die Stempelacte anders als mit gewaffneter Hand zur Ausführung zu bringen?

Antw. Ich sehe nicht einmal wie Truppen gebraucht werden könnten, um diese Ausführung zu bewerkstelligen.

Fr. Warum könnten sie dieses nicht?

Antw. Wir wollen annehmen, daß sie welche nach Amerika schickten; sie werden niemanden unter

ter den Waffen finden. Was werden sie also thun? sie werden diejenigen nicht zwingen können Stempelpapier zu nehmen, die keines gebrauchen wollen. Sie werden keinen Aufruhr finden, sie könnten aber welchen veranlassen.

Fr. Wie viel Truppen hätte man Ihrer Meynung nach wohl nöthig, um die Austheilung des Stempelpapiers in ganz Amerika zu beschützen?

Antw. Ohne Zweifel würde eine sehr große Armee erfordert werden, und ich kann nicht sagen, wie stark sie seyn müßte, wenn sich Amerika zu einen allgemeinen Widerstande fertig machte.

Fr. Wie viel sind in Amerika Leute, welche die Waffen zu tragen, und eine ordentliche Miliz auszumachen im Stande sind?

Antw. Meines Erachtens müssen ihrer wenigstens . . .

Man widersetzte sich dieser Frage, und Herr Franklin gieng weg.

E N D E.

.12 ß.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Torén, Olof / Linné, Carl <<von>>, / Ekeberg, Carl Gustaf

Reise des Herrn Olof Toree nach Surate und China

Wien 1772

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.778
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095845-1
VD18 12061735-001